

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr... . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Des Lebens Leid und Lust.

Novellen



von

August Schrader.

Dritter Band.



Leipzig,

Hermann Luppe.

1860.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Die kluge Frau.



1.

Im Mai des Jahres 1854 ward in einer der größeren Residenzstädte Süddeutschlands ein junges Paar vermählt, was viel von sich reden machte. Der Gatte, ein echter Cavalier, besaß eine Million in liegenden Gründen, und die Gattin hatte ihm eine zweite Million als Morgengabe dazu gebracht. Das Vermögen vorzüglich setzte die Zungen in Bewegung; weniger sprach man von der Intelligenz und Schönheit der jungen Frau und ihren weiblichen Tugenden oder von dem Interesse, das die äußere Erscheinung des Gatten erregte. Die allgemeine Meinung blieb dabei stehen, daß eine Geldheirath vollzogen sei, die nie glücklich werden könne; man behauptete selbst, die Braut, die früher einen armen Offizier geliebt, habe halb gezwungen ihrem Gatten die Hand gereicht. Eine kleine Anzahl schilderte den jungen Mann als einen Verschwender, dem das Vermögen seiner Frau zu statten komme, da sein eigenes bereits sehr zerrüttet sei. Andere wieder schilderten die junge Frau als

eine arge Kokette, die einen Triumph darin suche, den reichen Elegant gefesselt zu haben; sie fügten hinzu, daß ihr Vermögen kaum die Hälfte des Betrages erreiche, von dem man spräche.

Am zweiten Tage nach der glänzend gefeierten Hochzeit trat Graf Julian von Bergfeld mit seiner Gattin Antonie, geborenen Gräfin von Asmus, eine Reise nach Italien an. Das Hotel des Grafen ward nur von einem Haushofmeister und einigen Dienern bewohnt; die Fenster waren durch Jalousien geschlossen, und das große Thor öffnete sich nur Abends, wenn die Reitknechte die Pferde in das Freie führten. Nach vier Wochen sprach man nicht mehr von der Geldheirath. Die Aristrokratie lebte zerstreut auf ihren Landsitzen oder in den Bädern, und die Bourgeoisie war mit andern Dingen beschäftigt.

Der Sommer verfloß. Mit dem Beginne des Herbstes ward das Leben in der Residenz reger, die großen Familien kehrten nach und nach zurück und überall zeigten sich die Vorbereitungen zu den Freuden des Winters. Nur das Hotel des Grafen von Bergfeld blieb ruhig; es öffneten sich weder Fenster noch Thüren. Man nahm an, das junge Ehepaar werde den Winter in Italien verbringen. Diese Annahme war zu natürlich, als daß sie nicht gerechtfertigt erscheinen sollte.

Zu Ende November saßen drei Männer in dem ersten Café der Stadt. Der eine von ihnen war ein lebhafter Greis von vier- bis fünfundsechzig Jahren. Man nannte ihn Herr Baron. Seine Toilette war untadelhaft, und obgleich er eine große glänzende Glatze und schneeweiße Haare hatte, kleidete er sich in die lebhaftesten Farben der Jugend. Er trug einen grünen englischen Reitfrack mit goldenen Knöpfen, eine weiße Atlasweste, einen roth und blau karrirten Shawl von schwerer Seide, feine schwarze Beinkleider und silberne Sporen. Den Shawl hielt eine Diamantnadel zusammen, auf der Weste glänzte eine schwere Goldkette, und die fleischigen Finger mit langen chinesischen Nägeln schmückten verschiedene kostbare Ringe. Der Baron rauchte eine echte Havanna, schlürfte den duftenden Kaffee und las dabei in einem Journale.

— Was macht Ihr Neffe, Baron? fragte ein ausgedienter Major, indem er das Zeitungsblatt niederlegte, das er ausgelesen hatte.

— Ich habe vier Neffen, mein Freund — welchen davon meinen Sie?

— Den Grafen von Bergfeld.

— Weiß ich's? Wahrscheinlich phantasirt das junge Paar unter den Orangenbäumen Italiens, genießt das Glück der Honigmonde und lies't den Petrarca, wie es den Touristen, die Italien durchstreifen, gebührt. Hier



fehlt der südliche Duft, der einer Ehe Poesie und Würze verleiht. Die trockene Prosa stellt sich zeitig genug ein...

— Baron, unterbrach ihn der Major, indem er seinen grauen Schnurbart drehete, Sie sind zwar ein Weiberfeind...

— Sie hegen immer noch diese falsche Ansicht von mir, mein Bester! Merken Sie sich's endlich, rief der Alte mit Laune: ich hasse die Ehe, aber ich liebe die Frauen. Fast kommt es heraus, als ob mich das schöne Geschlecht verschmäht habe, und ich sei deshalb Junggeselle geblieben. Nein, meine Freiheit ist mir zu theuer, als daß ich sie um den Preis des sogenannten ehelichen Glücks an eine Frau verkaufen sollte. Mein Neffe, von dem Sie sprechen, hat viel dumme Streiche in seinem Leben begangen; der dümmste aber ist, daß er sich verheirathet hat. Wie oft habe ich ihm meine Grundsätze gepredigt — vergebens. Die lange Reise ist ein gutes Zeichen, denn sie beweis't, daß er sich amüsirt. Ich wollte, er bliebe zehn Jahre aus.

— Sie bemessen also das Glück nach der Dauer der Reise? fragte der Major.

— Ja! rief der Baron, nachdem er eine große Rauchwolke ausgeblasen. Ich kenne das, und kenne meinen Neffen. Sobald er sich nach Bequemlichkeit sehnt, ist die Frau nicht mehr die Hauptsache.

— So thut es mir leid um den jungen Grafen.

— Wie? Was ist geschehen? fragte neugierig der alte Baron. Was wissen Sie von ihm?

— Man sagt, er sei vorgestern von der Reise zurückgekehrt.

— Ah bah! Wer sagt das?

— Ich weiß es von der alten Frau von Linden, welche dem Hotel Ihres Neffen gegenüber wohnt. Er ist kurz vor zehn Uhr ganz geräuschlos angekommen. Die Domestiken der alten Dame haben es von denen des Grafen erfahren.

— Vorgestern Abend wäre mein Neffe angekommen? wiederholte der erstaunte Baron.

— Sie können sich darauf verlassen. Frau von Linden erzählt Nichts, wenn sie nicht genau unterrichtet ist. Ich glaubte, Sie wüßten es bereits.

— Nicht ein Wort! versicherte der Alte.

— So wird man es Ihnen wohl noch melden lassen.

— Nein, das ist ein falsches Gerücht. Diesen Mittag bin ich an dem Hotel des Grafen vorübergegangen — Fenster und Thüren waren geschlossen, wie den ganzen Sommer; es zeigte sich zu meinem Bedauern keine Spur von der Anwesenheit der Herrschaft. O, verlassen Sie sich darauf, Major, wäre mein Neffe in der Residenz, er hätte mir, seinem Onkel, den er schätzt,

längst einen Besuch abgestattet. Die Rückkehr des jungen Paares gehört zu den unzähligen Gerüchten, die seit der Verheirathung desselben in Umlauf gebracht sind.

— Ich habe Ihnen gesagt, mein lieber Freund, was ich gestern erfahren — auch die Quelle wissen Sie!

Es trat eine Pause ein. Der Baron saß nachdenkend auf seinem Platze. Von Zeit zu Zeit lächelte er wie ein Mensch, der sich im Stillen über Etwas freut. Dann wieder ward er ernst und zog die weißen Augenbrauen zusammen, als ob er sich ärgere. Plötzlich stand er auf, ließ sich von dem Kellner seinen Oberrock reichen und griff zu der zierlichen Reitgerte mit goldenem Knopfe.

— Wollen Sie schon fort, Baron? rief ihm der Major nach.

Der alte Herr kam zurück und flüsterte dem Freunde in's Ohr:

— Ich muß wissen, ob mein Neffe schon Langeweile verspürt. Er wollte bis nächsten Herbst reisen. Ist er nicht zurückgekehrt, so werde ich dem Gerüchte energisch widersprechen. Adieu, Major! Adieu, Herr Kanzleirath!

Der Baron verschwand aus dem Zimmer. Gleich darauf sahen ihn die beiden Zurückgebliebenen, die am Fenster saßen, rasch wie einen Jüngling über die Straße gehen; er schwang die Reitgerte und trällerte eine neue

Opernarie. Während sich der Major und der Kanzleirath über die Bizarrerien ihres Freundes unterhalten, begleiten wir den Baron. Nachdem er um die nächste Ecke gebogen, eilte er die breite Straße hinab und blieb nach kurzer Zeit vor einem palastähnlichen, eleganten Hause stehen. Er sah empor. Sämmtliche Fenster waren durch grüne Jalousien geschlossen. Von einem Lebemann, wie dem jungen Grafen, und von einer lebenslustigen jungen Frau, wie Antonie, ließ sich nicht erwarten, daß sie ihr Hotel zu einem Kloster machen und sich von der Welt zurückziehen würden. Und aus welchem Grunde sollten sie ihre Rückkehr verheimlichen? Obgleich der Baron sich auf diese Frage keine Antwort ertheilen konnte, so wollte er doch Gewißheit über eine Sache erlangen, die ihn interessirte; er stieg die Stufen der breiten Freitreppe hinan, und zog die Glocke. Es dauerte lange, ehe ein Diener öffnete. Der Baron trat auf die große Hausflur und sah sich um. Nichts verrieth die Anwesenheit der Herrschaft.

— Wo ist der Haushofmeister, Freund?

Der Diener kannte den Onkel seines Herrn.

— Er ist in Geschäften ausgegangen, Herr Baron.

— Sind Briefe von dem Grafen eingetroffen?

— Ich weiß es nicht. Wollen der Herr Baron nicht ein Zimmer betreten?

— Nein! Also es sind keine Briefe von meinem Neffen eingegangen? fragte der Baron, indem er, ohne es zu wollen, den Domestiken in der feinen gräflichen Livree fixirte.

— Vielleicht hat der Herr Haushofmeister Nachrichten empfangen, antwortete der Diener fest und bestimmt.

Der Baron war ein fein gebildeter Edelmann und hielt die Etikette hoch in Ehren; obgleich ihn die Neugierde plagte, hütete er sich, nach dem Neffen zu fragen, denn das hieße den Herrn vor den Domestiken herabsetzen. Er suchte also auf Umwegen das Ziel zu erreichen.

— Wie viel Leute befinden sich jetzt hier im Hause? fragte er, anscheinend zwecklos.

— Der Haushofmeister, zwei Bediente, zwei Mägde und zwei Reitknechte.

Nun ließ sich füglich nicht mehr annehmen, daß der Graf zurückgekehrt sei; ebenso wenig, daß er seinen Leuten Schweigen auferlegen sollte, wenn die Rückkehr wirklich erfolgt sei. Der Baron verließ das Haus, dessen Thür sich hinter ihm schloß und verriegelt ward.

— Das ist seltsam! dachte der Greis. Warum sprengt Frau von Linden ein solches Gerücht aus? Es wird über die Verheirathung meines Neffen schon so viel gesprochen, daß es wahrlich unnütz ist, noch mehr hinzuzufügen. Mit welchen Augen würde man das einsame Hotel betrachten, wenn man sich sagte, hinter den

verschlossenen Jalousien wohnt der Graf von Bergfeld mit seiner jungen, reizenden Gattin! Da würde ja die Ansicht, mein Neffe habe mitunter den Spleen, gerechtfertigt sein. In zwei Stunden geht das Theater an, fügte er hinzu, nachdem er seine goldene Uhr gezogen; ich werde der alten Dame, die ich lange nicht gesehen habe, einen Besuch abstatten.

Der Baron schritt über die breite Straße, und betrat das dem Hotel gegenüberliegende Haus. Kaum hatte er sich anmelden lassen, als die alte Dame im Vorzimmer erschien und den Gast mit unverkennbaren Zeichen der Freude in ihr Boudoir führte.

Frau von Linden stand im vierundfünfzigsten Jahre, war seit zwanzig Jahren Wittwe und kinderlos. Ihre Freundschaft zu dem Baron gehörte zu den ewigen Neigungen, die sich auf dreißigjährige und ältere Bande stützen, Bande, die Niemand aufzuheben vermag, weil ihnen Geheimnisse des menschlichen Herzens zum Grunde liegen, reizende Geheimnisse zum Errathen, wenn man nichts Besseres zu thun hat, aber fade für den Schriftsteller, wenn er auch nur eine Seite zum Niederschreiben derselben verwenden soll, obgleich sie den Stoff zu einem dreibändigen Romane nach Manier der englischen Schriftstellerinnen liefern, Romane, welche junge Leute beschwatzen und beurtheilen, ohne sie gelesen zu haben. Frau von

Linden mußte einmal schön gewesen sein —! Man betrachte diesen Ausspruch nicht als eine Phrase, die man anzuwenden pflegt, um alte Heldinnen gebührend in die Scene zu bringen; nein, Frau von Linden war zu ihrer Zeit eine wirkliche Schönheit gewesen, und wir geben der vollen Wahrheit die Ehre, wenn wir dies berichten. Trotz ihres vorgerückten Alters war sie eine angenehme, geistreiche Person, die mit feinem Takte zu unterhalten und eine ihren Jahren angemessene Toilette zu machen wußte. Es ist dies für eine alte Dame vom Stande eine schwierige Aufgabe, denn thut sie zu viel, so wird sie lächerlich, und thut sie zu wenig, so beeinträchtigt sie die Wirkung ihres Erscheinens, an der den Frauen, selbst wenn sie sechzig Jahre zählen, immer noch viel gelegen ist. Frau von Linden hatte ein schönes, volles, silberweißes Haar, das sie nach Art der jungen Mädchen, also immer nach der neuesten Mode, coiffiren ließ. Auf Bällen und in Concerten trug sie Blumen im Haare. Die Frauen machten ihr diese Coiffure zum Vorwurfe; die Männer aber, und zu diesen zählte der Baron, fanden zugleich etwas Ehrwürdiges und Nobles darin. Und wahrlich, Frau von Linden war ein Muster von Grazie und Anstand; sie besaß eine Beharrlichkeit des guten Geschmacks, der zuletzt über Alles triumphirt, selbst über neidische Frauen.

Der Baron küßte wie ein jugendlicher Liebhaber graziös die Fingerspitzen seiner Dame, erkundigte sich nach ihrem Befinden und drückte seine Freude über ihr vortreffliches Aussehen aus.

— Eine seltene Erscheinung! rief lächelnd Frau Linden, indem sie dem Gaste einen Platz in ihrer Causeuse anwies. Dieser Vorzug ward nur den Damen ihrer nähern Bekanntschaft und dem Baron zutheil, der sich auch, weil er es wußte, gemächlich niederließ.

— Es ist wahr, meine Liebe; Sie sind längst von Ihrem Landsitze zurückgekehrt, und wir haben uns noch nicht gesprochen. Schreiben Sie dies um des Himmelswillen nicht meiner Indifferenz zu . . .

— Nein, nein! Aber ich hatte meine Vermuthungen, sagte die Dame, schelmisch lächelnd und einen listigen Seitenblick auf den Gast werfend, einen Blick, der zuviel fragte, als daß man ihn sogleich deuten konnte.

— Und was vermutheten Sie?

— Sie wären Ihrem Neffen nachgereis't, um ihn in die Heimath zurückzugeleiten.

Diese Aeußerung, war sie auch ein wenig ironisch, kam dem Baron gelegen, denn sie überhob ihn einer langen Einleitung zu dem, was er eigentlich wollte. Die Dame hatte also die Initiative ergriffen, wie die Diplomaten sagen.

— Ich glaube, rief der Baron lachend, mein guter Neffe wird ohne mich noch zeitig genug den Heimweg finden.

— Schelm, Sie wollen mich täuschen! rief die Dame, mit dem Finger drohend.

— Ich habe den ganzen Sommer die Residenz nicht verlassen! versicherte der Baron, der sich stellte, als ob er seine Ninon nicht verstand.

— Gut, das will ich Ihnen glauben. Aber ist das Alles, was Sie mir zu entgegnen haben?

— Ich wüßte nicht ...

— Geheimnißkrämer! Wie geht es Ihrem Neffen? Wie befindet sich die junge Frau?

Der Baron betrachtete die Ringe an seinen Fingern, als ob er den forschenden Blicken der alten Dame ausweichen wollte, und dabei zeigte sich eine erkünstelte Verlegenheit in seinen feinen Gesichtszügen.

— Das fragen Sie mich? flüsterte er. Ich habe keine Briefe erhalten ...

Aber Sie haben den Grafen gesprochen. Bekennen Sie, Bekennen Sie! Hinter jenen Jalousien birgt sich ein süßes Geheimniß! Sehen Sie, mein Blick ist scharf, er durchdringt die Wände. Dort kosen Julian und Antonie; das Glück der Liebe ist ein Doppeltes, wenn man es heimlich genießt, im traulichen Zimmer unbeobachtet.

Junge Eheleute sind sich selbst genug. Eins lebt in dem Andern. O, ich finde das sehr begreiflich.

— Sie sprechen in Räthseln, meine Beste!

Zu dem, der mich nicht verstehen will. Und Sie, ein scharfsinniger Cavalier, ein Mann von Welt und Erfahrung — gehen Sie, Baron, Sie spielen heute Ihre Rolle schlecht. Ich kann Sie nicht unterstützen, denn wir würden ein eklatantes Fiasko machen. Wenn ein Theil des Publicums hinter die Coulissen schauen kann, läßt es sich nicht betrügen! Ah, ah, ah, merken Sie sich das!

Man sieht, Frau von Linden war mit dem Theaterwesen nicht unbekannt.

— Demnach glauben Sie, daß mein Neffe hier ist? fragte der Baron.

— Glauben? Ich weiß es, ich bin davon überzeugt! Mein lieber Freund, dem Anscheine nach hat man auch Sie von der Mitwissenschaft des Geheimnisses ausgeschlossen. Sie lächeln? Gut, ich will annehmen, daß Sie Alles wissen. Aber da Sie mein Interesse an Ihrer Familie kennen, da Sie wissen, daß Antonie's verstorbene Mutter meine beste Freundin war, begehen Sie ein doppeltes Unrecht, wenn Sie mir gegenüber den Verschwiegenen spielen. Ich will großmüthig sein, und zeigen, daß ich Ihnen verzeihe. Gestern Abend sitze ich

im Dunkeln hier am Fenster. Ich dachte an den fernen Grafen und malte mir das Glück der Flitterwochen lebhaft aus. Da sehe ich Licht in dem Zimmer der jungen Gräfin. Diese Erscheinung frappirt mich, da ich sie während des Herbstes zum ersten Male wahrnahm. Ich beobachte, und sehe eine weibliche Gestalt, die mit einem Lichte in der Hand durch das Zimmer eilt, und dieses Manöver zwei= bis dreimal wiederholt. Endlich sehe ich auch die Gestalt eines Mannes durch die zufällig halb offenen Flügel der Jalousien: auch er trägt ein Licht in der Hand, und durchschreitet mit derselben Hast das Zimmer. Beide Personen schienen sich zu verfolgen. Merken Sie ja, Baron, daß ich eine unfreiwillige Zeugin dieses seltsamen Schauspiels war. Noch suche ich mir das Unerklärliche zu erklären, als mein Fritzchen eintritt. Sie wissen, Fritzchen ist mein Kammermädchen, eine vortreffliche Person, die alle Eigenschaften ihres Standes in sich vereinigt. Ich mache also Fritzchen auf die Domestikenwirthschaft aufmerksam, die in dem Hotel des abwesenden Grafen getrieben wird. Fritzchen lächelt und antwortet mir, daß man den Domestiken in der Regel zu viel aufbürde, und daß man oft Handlungen der Herrschaft auf Rechnung des Dienstpersonals setze. Der Graf ist verreis't! rufe ich aus. „Der Herr Graf und die Frau Gräfin sind zurückgekehrt“, war die Antwort;

„Sie haben Beide gesehen, gnädige Frau!“ — Nun erfahre ich von meinem Kammermädchen, daß das gräfliche Ehepaar vorgestern Abend zu Fuß in dem Hotel angekommen ist.

— Zu Fuß? wiederholte erstaunt der Baron.

— Zu Fuß, bei Nacht und Nebel!

— Seltsam!

So dachte ich auch. Daß meine Theilnahme ungewöhnlich erregt ward, können Sie sich denken. Ich inquirire also mein Fritzchen. Da erfahre ich, daß der junge Graf gleich nach der Ankunft sämmtliche Dienstleute versammelt und ihnen anbefohlen hat, seine Ankunft zu verschweigen, das Hotel in dem Zustande zu belassen, wie es gewesen, und jedem Fragenden zu antworten, die Herrschaft befinde sich noch auf Reisen; die Rückkehr sei ungewiß. Für die Dauer dieses wunderbaren Zustandes bekommen sämmtliche Domestiken den doppelten Lohn. Dieses Mittel soll ihre Verschwiegenheit erkaufen.

— Und das Alles erzählte Fritzchen?

— Ja!

— Aus welcher Quelle aber schöpfte das Kammermädchen? fragte der erstaunte Baron.

— Die Liebe, mein bester Freund, ist nicht immer verschwiegen; sie plaudert indiskret ihrem Gegenstande;

selbst wenn das Schweigen mit Gelde bezahlt wird. Der Kammerdiener des jungen Grafen liebt mein Fritzchen; daß er sofort die Geliebte, von der er durch die Reise so lange getrennt war, aufsuchen würde, ist ebenso erklärlich, als verzeihlich. Der Kammerdiener darf sich der Welt nicht zeigen, um seinen Herrn nicht zu verrathen; darum sieht er die Geliebte Abends heimlich in dem Parke hinter dem Hause. Wer kann auch fordern, daß der gute Bursch sich einschließt, wie sein Herr? Ja, wäre er verheirathet! Fritzchen also bedurfte meiner Erlaubniß zu dem abendlichen Rendez-vous, und diese erkaufte sie mit der Mittheilung dessen, was Sie nun wissen. Daß ich noch mehr erfahren kann, wenn ich will, liegt außer allem Zweifel. Wie erstaunt Sie sind, Baron! Ich sehe Ihnen an, daß Ihres Neffen Mißtrauen Sie kränkt, und das ist wohl natürlich. Nicht einmal der Onkel, der seinem Neffen ein großes Vermögen dereinst hinterläßt, weiß um Dinge, die ihm von Rechtswegen nicht unbekannt sein sollten. Daß muß kränken, ohne Widerrede. Aber verdammen wir Julian nicht, bevor wir einen tiefern Blick in die Sache gethan haben. Der junge Mann ist unerfahren, leichtsinnig — nehmen wir ihn, ohne daß er es weiß, unter unsern Schutz, ich bin überzeugt, er wird es uns später danken.

Der Baron war sehr ernst geworden; daß man ihn, den Onkel, abgewiesen, kränkte ihn wirklich. Aber welche Gründe konnten den jungen, lebenslustigen Grafen zu einem solchen Leben veranlassen? Und Antonie, die überaus geistreiche Dame, warum fügte sie sich den bizarren Anordnungen ihres Mannes? Oder sollte von ihr selbst die bizarre Geschichte ausgehen? Der Alte schüttelte seinen greisen Kopf. Dabei murmelte er:

— Ich fragte vorhin nach meinem Neffen; der Bediente antwortete mir, sein Herr sei noch nicht zurückgekehrt, und ob Briefe angekommen seien, wisse er nicht.

— Der Mensch hat nach Vorschrift berichtet! rief Frau von Linden.

— Aber ich begreife nicht, warum man mich, den reichen Onkel, abweisen läßt.

— Der Kammerdiener ist da, folglich muß auch der Herr da sein. Sie sind der gelehrigste Schüler des ungläubigen Thomas. Ha, das Boudoir Antonie's wird hell, trotzdem es noch nicht völlig finster ist. Kommen Sie, Baron, kommen Sie, vielleicht giebt es Etwas zu sehen!

Beide traten an das Fenster. Die Dämmerung hatte begonnen, die Vorübergehenden in der Straße glichen ungewissen Schatten. Das Hotel des Grafen lag wie ein dunkler Koloß da; aus den beiden gegenüberliegenden Fenstern desselben blitzte wirklich Licht.

— Das ist Antonie's Boudoir! sagte Frau von Linden. Dicht daneben liegt das Zimmer Julian's — nun, Sie wissen es ja, ich brauche Ihnen die Oertlichkeit nicht zu beschreiben.

Der Baron, mit der Topographie des Hauses vertraut, mußte der Dame beipflichten. Er beobachtete schweigend: bis auf die beiden Fenster war Alles dunkel. Die Jalousien des einen derselben standen vielleicht zwei Fuß breit auseinander. Wahrscheinlich hatte man sie zu schließen vergessen. Der Raum gestattete einen Blick in das Innere des Zimmers. Man sah die an der gegenüberliegenden Wand hängenden Kupferstiche. Plötzlich verschwand das Licht. Fünf Minuten später ging rasch die Gestalt einer Frau, eine Kerze tragend, durch das Zimmer. Ihr folgte die Gestalt eines Mannes.

— Das ist Julian! rief der Baron. Seine Silhouette ist nicht zu verkennen.

— Folglich muß die Frauengestalt seine Gattin gewesen sein, denn einer andern Frau wird er nicht nachlaufen, fügte die Dame hinzu.

— Das läßt sich wenigstens präsumiren! murmelte der Alte. Aber wie kommt es nur, daß dieselbe Scene sich heute wiederholt?

— Und um dieselbe Stunde — es ist fünf Uhr.

Lauschen wir, vielleicht haben wir noch mehr interessante Erscheinungen.

Sie lauschten noch eine Viertelstunde, aber es zeigte sich nichts weiter. Das Boudoir in dem gräflichen Hotel blieb dunkel. Frau von Linden zog die Glocke. Fritzchen trat mit einer Kerze ein. Das Kammermädchen war eine liebliche Erscheinung. In ihrer kleinen Person vereinigten sich alle Eigenschaften, die eine vornehme Dame von Geschmack von ihrer Zofe fordert: Eleganz, Frische, Jugend und eine stete Freundlichkeit. Sie mochte höchstens zwanzig Jahre zählen Der Baron, der sie in's Auge faßte, begriff die Nachgiebigkeit der Frau von Linden in Bezug auf das Liebesverhältniß ihrer Zofe; er begriff aber auch, daß der Kammerdiener des Grafen einem solchen Mädchen Alles verrathen konnte, selbst wenn der vortheilhafte Dienst auf dem Spiele stand.

Während die Herrin vom Hause mit der Zofe über die Abendtoilette sprach, setzte der Baron seine Beobachtungen durch das Fenster fort.

— Mein Gott, rief er plötzlich aus.

— Was ist's? fragte Frau von Linden, indem sie rasch zu ihm trat.

— Sie sehen, das Boudoir der Gräfin ist dunkel.

— Ich sehe es.

— So eben zerriß ein Blitz die Dunkelheit.



— Baron, haben Sie auch recht gesehen?

— Meine Augen sind gut, sie täuschen mich nicht. Das war nicht das Aufflackern eines Lichtes; es schien, als ob das ganze Zimmer eine Secunde lang in Flammen stände.

— Jetzt herrscht die vorige Dunkelheit! flüsterte die alte Dame.

Der Baron sah seine Freundin fragend an.

— Fritzchen! rief diese dem Kammermädchen nach, das sich entfernen wollte.

Fritzchen machte eine höchst graziöse Verneigung, vielleicht zu graziös für eine Zofe, und fragte mit bescheidener Freundlichkeit:

— Was befiehlt die gnädige Frau?

— Du kennst den Herrn Baron und weißt, daß ich vor ihm keine Geheimnisse habe: wie steht es in dem Hotel des Grafen?

— Es hat sich noch Nichts geändert. Der Herr Graf und die Frau Gräfin bringen den ganzen Tag in ihren Zimmern zu. Das Hotel bleibt geschlossen, und die Ankommenden werden abgewiesen.

— Mein Kind, ist die Herrschaft auch wirklich zurückgekehrt? fragte der Baron.

— Ich habe den Herrn Grafen vor einer Viertelstunde gesehen.

— Du hast ihn gesehen? Erzähle, erzähle! befahl die Dame.

Die Zofe nahm keinen Anstand; sie erzählte mit der größten Offenheit, daß sie unter dem Schutze der Dämmerung in der Veranda, die sich hinter dem Hotel befinde, gewartet habe, und daß plötzlich der Graf, wie es schien sehr aufgeregt, an ihr vorübergeeilt und in dem Garten verschwunden sei, obgleich das Wetter zu einer Abendpromenade eben nicht einlade. Darauf sei der Kammerdiener gekommen, habe sie flüchtig begrüßt und gebeten, die Unterredung für diesen Abend abzukürzen, weil der Dienst seine Entfernung aus den Zimmern nicht gestatte. Als sie sich entfernt, habe sie gesehen, daß Ernst, der Kammerdiener, seinem Herrn rasch nachgegangen sei. Weiter wisse sie für heute Nichts.

Die Dame entließ ihre Zofe. Dem Baron schien die Sache bedenklich, er schüttelte mehr als einmal sein greises Haupt.

Bei dem excentrischen Charakter Julian's, murmelte er, möchte ich doch nicht länger ein müssiger Zuschauer dieser seltsamen Begebenheiten bleiben. Es thut mir leid, daß meine Prophezeiung mit dieser schrecklichen Präcision eingetroffen ist.

— Was haben Sie denn prophezeit, mein lieber Freund? fragte neugierig die alte Dame.

— Daß Julian zu Allem in der Welt paßt, nur nicht zu einem Ehemann. Sein Vater war ein unglücklicher Gatte, und er, der Sohn, wird es ebenfalls sein. In den Bergfelds fließt nun einmal das ruhige Blut nicht, das zum ehelichen Glücke unbedingt erforderlich ist.

— Aber bedenken Sie, Baron: der Name der Bergfelds würde aussterben, wenn Julian nicht ...

— Ah, diese Befürchtung allein ließ es mich wagen, dem Sohne meines Bruders keine ernsten Hindernisse entgegenzustellen, als er sich verheirathen wollte. Ich habe mich begnügt, ihm eine reifliche Ueberlegung anzurathen. Man antwortete mir, es sei Alles reiflich überlegt, Antonie von Asmus sei ein Engel an Schönheit und Liebenswürdigkeit, und was der Phrasen über diesen Punkt mehr sind. Was rathen Sie mir, meine liebe Freundin?

Frau von Linden zuckte schmerzlich lächelnd die Achseln.

— Man pflegt zwar zu sagen, antwortete sie, daß es unklug ist, sich in Ehestandssachen zu mischen; aber Sie als Onkel haben wohl das Recht, und im vorliegenden Falle wohl auch die Verpflichtung, Aufklärung von Ihrem Neffen zu fordern und zur Ordnung zu mahnen, ehe die Angelegenheit zum Eclat kommt. Die

jungen Leute müssen sich zeigen, damit die Welt an ihr Glück glaube. Die häuslichen Zustände mögen in Gottes Namen ein Geheimniß bleiben. Ach, Sie kennen die Medisance; sie ist eine Lawine, die mit jeder Minute furchtbarer und verderblicher wird.

— Ich gehe auf der Stelle zu dem Grafen! Diesmal soll man mich nicht abweisen!

Und wann sehen wir uns wieder, mein lieber Freund?

— Im Theater! sagte rasch der Baron, der sich zum Gehen anschickte.

— Gut, ich erwarte Sie in meiner Loge.

— Der Baron von Bergfeld verließ das Boudoir und das Haus. Fünf Minuten später zog er an der Glocke des gegenüberliegenden Hotels. Es war bereits völlig dunkel, und in den Straßen brannten die Gaslaternen. Die beiden Laternen auf dem Perron des gräflichen Hotels waren nicht angezündet, sie blieben auf ausdrücklichen Befehl dunkel. Dem Baron entging dieser Umstand nicht; während er wartete, stellte er seine Betrachtungen darüber an. Plötzlich ward die Thür geöffnet. Der Diener, der den Baron vor einer Stunde empfangen, stand mit einer brennenden Kerze an der Schwelle. Die große Laterne auf dem Hausflur brannte nicht. In dem weiten Raume regte sich kein Laut. Der Diener schien überrascht zu sein, als er den alten Herrn

zum zweiten Male erblickte; er wich zurück, damit der alte Herr eintreten konnte.

— Ist der Haushofmeister zu sprechen?

— Ja, Herr Baron.

— Man rufe ihn!

Der Diener öffnete den Empfangssaal im Erdgeschosse, zündete die Kerzen auf einem dreiarmigen Leuchter an, und entfernte sich. Der Baron ging in dem prachtvoll eingerichten Raume auf und ab. Es dauerte lange, ehe der Haushofmeister erschien. Der Baron riß an dem Klingelzuge neben der Thür, daß draußen die Glocke erzitterte. Plötzlich trat ein schwarz gekleideter alter Mann ein.

— Ach, Verzeihung, Herr Baron, ich befand mich im untersten Keller, als man mir Ihren Befehl brachte, der mich zu Ihnen beschied. Es war mir unmöglich, früher zu erscheinen.

Der Haushofmeister war zwar geschmeidig und ehrerbietig, aber er beobachtete dabei einen Anstand, der die Würde und Wichtigkeit seines Postens verrieth.

— Werner, Sie waren im Keller? fragte argwöhnend der Baron.

— Ja, gnädiger Herr; ich habe den ganzen Tag Wein abziehen lassen. Wenn meine gnädige Herrschaft zurückkehrt, muß Alles in Ordnung sein. Der Keller

nimmt noch einige Tage meine Sorge in Anspruch, dann ...

— Dann kommt wohl mein Neffe von der Reise zurück?

— Ich weiß es nicht, gnädiger Herr; seit vier Wochen habe ich keine Briefe erhalten.

— So! Und woher kam der letzte Brief?

— Aus Florenz. Der Herr Graf und die Frau Gräfin befinden sich wohl in dem herrlichen Klima Italien's; es sollte mich nicht wundern, wenn sie den ganzen Winter dort verweilten.

— Wann schreiben Sie an Ihren Herrn?

— Diesen Abend noch.

— Verdammt! Ich hätte gern einige Zeilen beigefügt.

— O, so warte ich bis morgen! sagte eifrig der alte Werner. Es kommt auf einige Stunden nicht an. Wenn ich bis morgen Mittag ...

— Nein, nein; die Absendung soll durch mich keinen Aufschub erleiden. Ich kann sogleich schreiben.

Der Haushofmeister ergriff die Kerze, und wollte eine Seitenthür öffnen.

— Wohin? fragte der Baron.

— In jenem Kabinette steht ein Schreibtisch ...

— Führen Sie mich in das Zimmer meines Neffen, das Erdgeschoß ist mir zu kalt.

Der Baron hatte eine außerordentliche Wirkung von diesem Befehle erwartet; der Haushofmeister aber verneigte sich ehrerbietig, als Zeichen, daß er gehorchen wolle, und bat den Gast zu folgen. Keine Miene Werner's verrieth, daß ihm dieser Befehl lästig sei oder unerwartet komme. Der Baron verließ kopfschüttelnd den Saal, und folgte dem Haushofmeister die breite, mit Decken belegte und mit Orangenbäumen besetzte Treppe zu dem ersten Stocke hinan. Einige Augenblicke später befanden sich beide Männer in dem Kabinette des jungen Grafen, das zwar glänzend eingerichtet war, durchaus aber keine Spur von einem Bewohner zeigte. Kaum war der Baron eingetreten, als er die Seitenthür öffnete. Ein Pulvergeruch drang ihm entgegen.

— Was ist das? fragte er rasch.

Den Haushofmeister schien die Frage in Verlegenheit zu setzen; er zögerte ein wenig mit der Antwort.

— Ah, Sie meinen den Pulverrauch? rief er lächelnd.

— Nun ja! Was ist hier geschehen?

— Ich habe ein sehr einfaches Experiment ausgeführt, Herr Baron.

— Was für ein Experiment?

— Um die Luft zu reinigen habe ich Pulver abgebrannt. Das Zimmer ist seit länger als einem halben Jahre nicht bewohnt ...

— Mein Freund, rief heftig der Baron, Sie sind ein Muster von einsichtsvollem Haushofmeister! Warum sperren Sie die Fenster nicht auf, wenn die Luft verdorben ist?

— Weil es mir mein gnädiger Herr verboten hat. Ich frage nie nach dem Grunde eines Befehls, und wenn er noch so seltsam ist. Maler und Tapezierer haben in diesem Zimmer gearbeitet ...

Der Baron hörte die Erklärung des Hofmeisters nicht an; er nahm ihm die Kerze aus der Hand und trat in das Zimmer. Es war prächtig eingerichtet, aber Nichts verrieth, daß es bewohnt sei. Es glich völlig einem Boudoir, das auf die Bewohnerin wartet. Der alte Herr stand verwundert und sah sich um.

— Wer betritt dieses Zimmer? fragte er.

— Außer mir Niemand; so lautet der Befehl meines abwesenden Herrn.

Der Baron richtete noch mancherlei Fragen an den Haushofmeister; aber so viel er auch forschen mochte, er kam zu keinem Resultate, wie er es wünschte. Endlich

setzte er sich an den Schreibtisch in dem Zimmer seines Neffen, schrieb rasch einige Zeilen und siegelte das Couvert. Dann verließ er das Hotel, nachdem er den Brief zur Absendung übergeben hatte.

— Er wird schon an seine Adresse gelangen! murmelte er vor sich hin.

Um die bestimmte Stunde betrat er die Loge der Frau von Linden. Das Orchester executirte die Ouvertüre zu Weber's Oberon.

— Nun? fragte die alte Dame.

— Sie haben sich getäuscht, meine liebe Freundin.

— Aber Sie selbst haben doch gesehen, daß eine Frau und ein Mann die Zimmer durcheilten.

— Auch ich habe mich getäuscht. Das junge Ehepaar befindet sich wirklich noch auf Reisen.

— Seltsam! Seltsam! flüsterte lächelnd Frau von Linden. Dann muß ein Spuk sein Wesen in dem Hotel treiben und Fritzchen belügt mich. Baron, man mystificirt Sie!

— Warten Sie noch einige Tage, und wir werden in dem Besitze dieses seltsamen Geheimnisses sein. Ich habe einen Brief hinterlassen, der seine Wirkung nicht verfehlen wird. Um Etwas bitte ich Sie.

— Sprechen Sie, mein lieber Freund.

— Schweigen Sie über die Vorgänge, die wir von Ihrem Zimmer aus gesehen haben.

Die Dame reichte dem Barone die Hand, um ihm die Gewährung seiner Bitte anzudeuten. Das Gespräch ward durch den Beginn der Opernvorstellung unterbrochen.

2.

Gegen acht Uhr desselben Abends stieg eine Frau die Stufen vor dem Hotel Bergfeld hinan; sie trug einen schlichten dunkeln Mantel, der ihre ganze Gestalt einhüllte, und einen einfachen schwarzen Hut, dessen herabgelassener dichter Schleier von derselben Farbe das Gesicht bedeckte. Nachdem sie einige Augenblicke Athem geschöpft, zog sie die Glocke. Werner, der alte Haushofmeister, öffnete selbst.

— Ist der Graf schon zurückgekehrt? fragte leise und hastig die Frau.

— Nein, meine gnädige Gräfin! antwortete der Greis, indem er die Thür schloß. Er wollte erst um acht Uhr zurückkrhren, wie er mir sagte. Jetzt ist es drei Viertel . . .

— Gut, Werner. Hat sich Etwas ereignet, während ich meinen Spazirgang machte?

Der Haushofmeister erzählte, daß der Baron da ge=

wesen sei, die Zimmer durchspäht und einen Brief geschrieben habe. Die junge Frau erschrak ein wenig.

— An wen ist der Brief gerichtet? fragte sie.

— An den Herrn Grafen.

Sie war einige Augenblicke unentschlossen; endlich sagte sie:

— Geben Sie mir den Brief!

Werner überreichte ihn ehrerbietig. In diesem Augenblicke ward heftig die Glocke gezogen.

— Sagen Sie meinem Manne nicht, daß ein Brief von dem Baron angekommen ist; ich werde ihn zur gelegenen Zeit abgeben.

Die Gräfin verschwand in dem Hintergebäude des düstern Hausflurs. Der Haushofmeister öffnete rasch die Thür. Ein Mann trat hastig ein. Dieser Mann trug einen Oberrock, der bis an den Hals fest zugeknöpft war. Der aufgeschlagene Rockkragen hüllte den Kopf ein, den eine Reisemütze bedeckte. Von dem Gesichte sah man nichts, als die Nasenspitze. Man sah das Bemühen des Mannes, sich unkenntlich zu machen.

— Schließen Sie die Thür, Werner! murmelte er mit zitternder Stimme.

— Es ist schon geschehen, Herr Graf! antwortete der Diener, indem er den Befehl ausführte.

— Werner, verschweigen Sie mir Nichts, sagen Sie

mir Alles, Alles, was Sie wissen. Ich schieße Sie nieder, wenn Sie mich belügen, und theile mit Ihnen mein Vermögen, ja ich gebe es Ihnen ganz, wenn Sie mir die Wahrheit sagen. Schauen Sie mir in das Gesicht, alter Mann, ehe Sie sprechen!

Werner sah den Grafen treuherzig an.

— Was wollen Sie von mir wissen, mein lieber Herr? fragte er in einem Tone, der inniges Mitleid verrieth.

— Ist meine Frau zu Hause?

— Ja!

— Wann ist sie zurückgekehrt?

— Fünf Minuten vor Ihrer Ankunft, mein gnädiger Herr.

— Allein?

— Ich habe nicht gesehen, daß sie Jemand begleitete.

— Fünf Minuten vor meiner Ankunft! murmelte der Graf. Daß ich immer zu spät kommen muß. Leuchten Sie voran, Werner!

Der Greis stieg die Treppe hinan, der Graf folgte. Auf dem Corridor des ersten Stocks schlugen sie einen Gang ein, der zu einem Seitenflügel des Hotels führte, und bald betraten sie ein Zimmer, dessen Fenster nach dem Parke hinausgingen. Der Greis zündete die Kerzen an, und fragte nach den Befehlen des Grafen.

— Man servire um 9 Uhr das Nachtessen!

Der Haushofmeister entfernte sich. Der Graf sah ihm einige Minuten nach; er schämte sich, daß er einen Domestiken zum Mitwisser eines Geheimnisses machen mußte, das seine Gattin compromittirte.

— Es ist weit gekommen! murmelte er endlich. Aber gleichviel, ich will klar sehen, und wenn es mein Leben kostet. O, der Baron ist ein kluger Mann; hätte ich seinen Mahnungen Gehör gegeben, ich wäre heute ein freier, ein glücklicher Mensch. Und wer bin ich heute, kaum ein halbes Jahr verheirathet? Ein Tropf, ein elender Tropf, der sich wie ein Verbrecher vor der Welt verbirgt. Heute oder nie mache ich diesem qualvollen Zustande ein Ende.

Er warf hastig den Oberrock ab. Graf Julian war von schöner, männlicher Gestalt. Obgleich erst achtundzwanzig Jahre alt, hatte er doch schon sehr scharf markirte Züge; mit seiner gebogenen, römischen Nase, seinen schwarzen Augen und Haaren hatte er etwas vom Mephistopheles, vorzüglich wenn die großen Augen glüheten. Die elegante schwarze Kleidung hob das Bleiche des Gesichts stärker hervor. Trotzdem war Julian ein schöner Mann zu nennen. In seinem Wesen lag ein gewisser Adel, der ihn vor vielen seines Gleichen auszeichnete. Vor seiner Verheirathung hatte Julian, schon früh unab-

hängig geworden, ein sorgloses, fröhliches Leben geführt. Das große Vermögen seines Vaters erlaubte ihm, jeden seiner Wünsche zu befriedigen. Ueber der Sorge für das Wohlsein des Körpers hatte er der Sorge für den Geist vernachlässigt. Konnte man auch nicht sagen, daß es ihm an Intelligenz fehle, so wußte er seinen Neigungen doch so wenig den Zaum anzulegen, daß ihm eine gute Tafel über geistigen Genuß, Pferde und Hunde über Bücher, und die Zerstreuungen der großen Welt über die Unterhaltungen mit seiner Frau gingen. Der Baron hatte vollkommen Recht, wenn er sagte, sein Neffe tauge nicht zu einem Ehemanne. Julian hatte die reizende Antonie gesehen, sich in sie verliebt, und, gewohnt sich nichts zu versagen, nach kurzer Zeit um ihre Hand geworben, damit der Sehnsucht nach ihr ein Ende gemacht werde. Das Gerücht, er habe sie des großen Vermögens wegen geheirathet, war ungegründet. Julian hatte die schöne Antonie wirklich geliebt, und liebte sie noch. Aber liebt ihn, den Mann mit diesen Mängeln, auch Antonie wieder? wird der Leser und vorzüglich die Leserin fragen. Der Verfasser erlaubt sich, auf die Entwickelung der Geschichte hinzuweisen.

Nachdem Julian von Bergfeld seine Toilette ein wenig geordnet hatte, klopfte er an die Thür des Seitenzimmers. Eine sanfte Frauenstimme forderte sofort zum

Eintreten auf. Julian öffnete die Thür. Das Zimmer vor ihm war dunkel; es war unmöglich, einen Gegenstand darin zu unterscheiden. Ueberrascht blieb er an der Schwelle stehen.

— Antonie! rief er beklommen.

— Hier bin ich! antwortete dieselbe liebliche Stimme in dem Innern des Zimmers, dem eine warme Luft entquoll.

Julian holte rasch die Kerze und trat ein. Die junge Frau saß ruhig in einer Ecke des Sopha's; sie hatte den Kopf gestützt, als ob sie in ernstes Nachdenken versunken sei.

— Warum sind Sie ohne Licht? fragte ernst der junge Mann.

— O mein Gott, ist es mir denn nicht gestattet, nach Belieben mein Zimmer zu erhellen?

Diese Frage wurde in einem sanften, vorwurfsvollen Tone ausgesprochen. Julian sah seine Gattin scharf an; es schien, als ob die Ruhe derselben seine Aufregung vermehrte. Mit zitternder Hand setzte er die Kerze auf den Tisch. Dann kreuzte er die Hände über dem Rücken und ging hastig auf und nieder, als ob er seinen Zorn bekämpfen wollte.

Antonie war eine reizend schöne Blondine mit himmelblauen Augen. Ihr zartes weißes Gesicht mit den sanften

Zügen war der Ausdruck eines engelgleichen Gemüthes. Den positiven Mann mußte diese träumerische, poetische Erscheinung erschrecken. Auch Julian bebte davor zurück, denn daß unter diesen Engelszügen eine falsche Seele verborgen lag, war eine Anomalie der Naturgesetze, die er kaum fassen konnte. Er hielt seine Gattin für eine listige Schlange; noch mehr, er hielt sie für treulos. Antonie ließ ihr Köpfchen auf den leise wogenden Busen herabsinken, ohne sich um ihren aufgeregten Gatten zu kümmern.

Plötzlich blieb Julian vor ihr stehen.

— Madame, begann er mit bebender Stimme, wir haben uns gegenseitig das Versprechen gegeben, so lange von aller Welt geschieden und nur uns selbst zu leben, bis jene Ruhe durch den steten Umgang unter uns herbeigeführt ist, die Sie zum ehelichen Glücke für nothwendig erachten, weil Sie wähnen, die Einwirkungen von Außen beeinträchtigen und zerstören die Harmonie im Hause. Ich bin dieser Caprice, die Ihre überschwängliche Poesie erzeugt, nachgekommen; ich habe mich mit Ihnen hier eingesperrt; ich habe unsere Reise unterbrochen, weil Sie sich nach Ruhe sehnten — Madame, jetzt ist mir der Beweggrund klar, der Sie veranlaßte . . .

Er unterbrach sich, als er das ruhige Lächeln seiner Frau sah; es schien, als ob er sich von der Entrüstung

nicht wollte hinreißen lassen, denn er kniff gewaltsam die Lippen zusammen.

— Herr Graf, antwortete Antonie mild lächelnd, ich bleibe meinen Grundsätzen getreu ...

— Ihren Grundsätzen! rief Julian. O, nennen Sie mir doch diese Grundsätze!

— Deren sind nur wenige, mein Herr. Als ich Ihnen meine Hand am Altare reichte, wollte ich Ihre Gattin werden, das heißt die Gattin eines Mannes, der mich liebt und achtet, der das Vertrauen erwiedert, das ich in ihn setze. Ich wollte ferner das Glück dessen gründen, den ich liebe, und wollte endlich, daß auch mein Mann das Glück verwirkliche, dessen ich mich zu ihm versehe. Sie werden mir wahrscheinlich erwiedern, ich sei zu sentimental, zu poetisch, zu phantastisch, die Lectüre habe mein Gemüth und meine Ansichten verdorben ...

— Nein, nein, Madame, das werde ich Ihnen diesmal nicht erwiedern; wohl aber muß ich Ihnen sagen, daß Sie weder Ihren Grundsätzen, noch Ihrem Manne treu geblieben sind!

Antonie zuckte leicht zusammen. Der Graf starrte sie mit durchbohrenden Blicken an.

— Ach, Sie erröthen, Madame! rief er aus. Das ist ein gutes Zeichen; es läßt auf Besserung hoffen. Um den Heilungsproceß zu beschleunigen, werde ich Ihnen

ein kleines Medicament geben. Ich erinnere Sie an unsere Reise. Erbleichen Sie nicht, meine schöne Frau? Wollen Sie mir nicht Ihre Grundsätze wiederholen?

— Nein! antwortete Antonie mit einer reizenden Impertinenz. Aber antworten Sie mir: wo sind Sie diesen Abend gewesen? Warum verlassen Sie das Hotel, während Sie mich einsperren? Kaum ein halbes Jahr verheirathet, geht der Mann bei Nacht und Nebel aus. Sie sind ein falscher Mensch, Herr Graf, und die Sorge um unser häusliches Glück ist eine Intrigue, die ich jetzt klar durchschaue. Ist Ihre kokette Miß, die so schön zu Pferde sitzt, vielleicht angekommen? Ach, diese kecke, üppige Miß ist eine ganz andere Frau, als die hyperphantastische, sentimentale und seufzende Antonie!

— Wie schlau Sie eine harmlose Aeußerung zu Ihrem Vortheile zu wenden wissen! rief Julian mit einem bittern Lachen. Ich habe die Reiterin in Florenz allerdings bewundert . . .

— Bewundert, gesprochen und vielleicht auch geküßt! Auf der Reise, mein Herr, war ich Ihre stete Begleiterin, da konnten Sie nicht nach Belieben allein gehen und kommen — aber hier sind die Verhältnisse anderer Art. Mit treuherzigen Mienen sagten Sie mir: liebe, süße Frau, wir sind uns selbst genug; kehren wir heimlich in die Heimath zurück, bewohnen wir still unser bequemes

Hotel und halten wir uns fern von dem Umgange mit den Menschen, die ein junges Paar ohne Unterlaß bekritteln; die Honigmonate wollen wir in völliger Abgeschiedenheit verbringen, und uns nur dann erst den Freunden zeigen, wenn wir ein Bedürfniß nach Gesellschaft fühlen. Das sagten Sie mir, Herr Graf, und ich nahm Ihren Vorschlag mit Freuden an, denn ich konnte Ihnen beweisen, daß mir außer Ihnen alle Menschen gleichgiltig sind. Ich sperrte mich also mit Ihnen hier ein. Aber schon nach achtundvierzig Stunden machten Sie heimliche Ausgänge . . .

— Und Sie blieben zu Hause, Madame? fragte höhnend der Graf.

— Ja, mein Herr, ich blieb zu Hause, las Heine's Gedichte und glaubte Ihnen, wenn Sie mir sagten, Sie hätten eine Stunde mit der Pistole nach den Sperlingen und Raben in unserm Parke geschossen. In der Dämmerung gehen Sie auf die Rabenjagd! O, das ist wahrhaftig ein sinnreiches Mittel, die Frau zu täuschen. Fenster und Thüren sind geschlossen, damit ja kein Lufthauch den Verräther spiele. O, über meine Dummheit! Während ich mich als eine folgsame und liebende Frau zu zeigen gedenke, betrügt mich mein Herr und Gemahl, und ich selbst biete ihm bereitwillig die Hand dazu.

Der Graf stand mit verschränkten Armen vor seiner Frau.

— Demnach haben Sie das Hotel nicht verlassen? fragte er bebend.

— Nein! antwortete Antonie fest und entschieden.

— Das ist zu viel, Madame: Sie betrügen mich, brandmarken meine Ehre! Wir haben unsere Rückkehr noch nicht angemeldet, und doch machen Sie Besuche. Läugnen Sie nicht, ich habe Beweise, Zeugen. Antonie, bekennen Sie . . .

— Ich habe Nichts zu bekennen!

— Wohlan, so werde ich den Zeugen rufen.

Der Graf wollte den Glockenzug ergreifen. Antonie sprang auf und hielt ihn zurück.

— Julian, wollen Sie mich mit unsern Domestiken confrontiren? flüsterte sie erschreckt. Achten Sie in mir Ihre Frau nicht, so bedenken Sie wenigstens, daß ich eine Comtesse von Asmus bin. Daß unsere Dienerschaft um das Geheimniß unserer Rückkehr weiß, ist ein kaum zu rechtfertigender Umstand, und ich billige ihn nur so lange, als die Motive dieselben bleiben, die wir ihm untergelegt haben. Julian, fügte sie schmeichelnd hinzu, indem sie den jungen Mann zu dem Sopha führte, bin ich denn eine so arge Sünderin? Glauben Sie mir denn weniger, als vielleicht Ihrem Haushofmeister? Und

wenn ich Sie nun frage: wie und wo haben Sie die Stunde außer dem Hotel zugebracht? Haben Sie die schöne und kecke Miß gesprochen, die den Winter in unserer Residenz zubringen will? Wo sind Sie gewesen, Julian? Ach, ist das der Mann, der mir ewige Liebe geschworen hat? Julian, ich will bekennen, daß ich verkleidet ausgewesen bin; aber nur, um zu sehen, wohin Sie gehen.

— Antonie, und ich bin gegangen, um Ihnen zu folgen!

— Darf ich's denn glauben?

— Du bist eifersüchtig, Antonie?

— Weil ich Dich liebe, Julian. Während Du aus der Hinterthür schlichst, entschlüpfte ich durch die Hausthür. Leider hatten wir verschiedene Straßen eingeschlagen.

Julian war entwaffnet; er drückte seiner reizenden Frau einen Kuß auf die lilienweiße Stirn und zog sie zu sich in den Sopha. Eine halbe Stunde später nahmen Beide das Nachtessen ein. Aber die kaum erwachte Heiterkeit Julian's ward durch den Gedanken getrübt:

— Ich habe meine Eifersucht vorgeschützt, um sie irre zu leiten; wenn sie diese Ausflucht ebenfalls gebraucht hätte? O die Frauen sind listig und ränkevoll

— vielleicht hat sie mich durchschaut und stellt sich, als ob sie mir glaubte.

Je heiterer und unbefangener Antonie war, je trüber ward Julian's Stimmung; den einmal angeregten Verdacht konnte Nichts unterdrücken. Nach Tische spielten die beiden Gatten eine Partie Schach, dann trennten sie sich. Julian nahm sich vor, auf seiner Huth zu sein, und Antonie lächelte, als sie den ernsten Mann sich entfernen sah und die Thür ihres Zimmers verschließen hörte.

— Da bin ich nun eine Gefangene! flüsterte sie im Selbstgespräche vor sich hin. Der arme Mann macht sich das Leben selbst zur Hölle, und mir nicht minder. Ach, ist es denn so schwer, eine glückliche Ehe zu führen, wenn beide Gatten sich lieben? Julian, Du kennst mich nicht, Du hast mich nicht verstanden.

Jetzt erinnerte sie sich des Briefes, den der Baron zurückgelassen hatte.

— Ob der Onkel, ein alter Hagestolz, nicht auf den Neffen influirt? fragte sie sich. Wer kann es mir unter den obwaltenden Umständen verargen, wenn ich die Gesinnung eines Mannes kennen zu lernen suche, der mir längst verdächtig vorgekommen ist? Der Mann darf vor der Frau keine Geheimnisse haben, denn die Geheimniß-

krämerei untergräbt das Glück der Ehe. Es ist zu Deinem Heile, mein armer, schwacher Julian!

Mit diesen Worten erbrach sie den Brief. Es wird sich zeigen, welchen Theil die weibliche Neugierde an dieser Verletzung des Briefgeheimnisses hatte. Antonie ist ein Weib, und jedes Weib verfährt mit einem besonderen Scharfsinne, wenn es gilt, das Herz des Mannes zu erspähen. Sie hatte Recht, wenn sie ihren Gatten den armen, schwachen Julian nannte, denn er bedachte nicht, daß die Frau gerade das erfährt, was sie nicht wissen soll, und daß es fast verwegen ist, eine Frau ausforschen zu wollen. Das sogenannte schwache Geschlecht kennt das Geheimniß zu schweigen indem man spricht, besser, als das sogenannte starke Geschlecht.

Antonie erbrach also den Brief des Barons, und las folgende Zeilen:

„Mein lieber Neffe!

Du bist verheirathet, folglich unglücklich. Laß Dich die Schaam über Deinen Fehltritt nicht zu weit führen, denn indem Du Dich vor der Welt verbirgst, giebst Du ihr zu erkennen, daß Du Dich nicht mit freier Stirn zeigen kannst. Ich bemitleide Dich; die Welt denkt anders. Aber binnen drei Tagen wird sich mein Mitleid in Verachtung verwandeln. Richte Dich danach, und bedenke, daß Du mein Erbe bist. Ich bin zu Dir

gekommen, man hat mich abgewiesen. Nach drei Tagen werde ich Dich abweisen lassen.

Baron von Bergfeld."

— Nicht übel! flüsterte lächelnd die junge Frau. Der alte Hagestolz weiß also, daß wir zurückgekehrt sind, und droht mit Enterbung. Das ist allerdings eine wirksame Waffe gegen mich; aber ich setze trotzdem den Kampf fort. Ehe Julian nicht so fest ist, daß die Grundsätze des Barons keinen Eingang bei ihm finden, bleiben wir Anachoreten inmitten der volkreichen Residenz. Der Saame des Argwohns fände gerade jetzt einen sehr günstigen Boden. Mein Herr Baron, Sie kennen die Liebe nicht, und darum sind Sie Ihrem Neffen gefährlich, der, wenn Sie ihm fern bleiben, noch ein sehr guter Ehemann werden kann. Ihres Vermögens bedürfen wir zu unserm Glücke nicht. Dieser Brief zerstört den Einfluß, den Sie auf meinen Mann ausüben, völlig. Sie werden vergebens auf die Annäherung Ihres Neffen warten.

Sie verbarg den Brief, rief die Kammerfrau, machte Nachttoilette, und ging zu Bett.

Am nächsten Morgen trafen die beiden Gatten beim Frühstücke zusammen. Julian war, wie stets, trüb gestimmt; Antonie war die Unbefangenheit und die Liebenswürdigkeit selbst. Sie bediente ihren Mann, küßte ihn



und spielte ihm auf dem Piano vor, denn sie war Meisterin auf diesem Instrument.

— Wüßte ich nur, dachte der eifersüchtige Ehemann, ob sie mich wirklich liebte, ob ich ihr Alles auf dieser Welt wäre! Ihre Gestalt ist die eines Engels; aber ihr Herz? Wenn der Baron Recht hätte! Beobachten wir! Nein, legen wir unsere Schlingen. Geht dieses Weib rein aus der Versuchung hervor, so kann ich noch glücklich werden.

Man sieht, daß der Graf von Bergfeld wirklich liebte, und daß der Baron sein Vertrauen zu den Frauen erschüttert hatte. Ein schwacher Ehemann ist das beklagenswertheste Geschöpf auf dieser Erde, denn er ist zugleich unglücklich und lächerlich. Wehe ihm, wenn die Frau ihren Vortheil benutzt!

— Was beginnen wir heute? fragte er nach dem Mittagessen.

— Wir leisten uns gegenseitig Gesellschaft, antwortete Antonie. Ist Dir das nicht genug? In vierzehn Tagen machen wir unsere Visiten und öffnen unsere Säle den Freunden. Du weißt ja, daß wir diese Frist festgesetzt haben.

— In vierzehn Tagen schon? murmelte Julian.

— Ist es Dir lange genug? Kürzen wir ab, mein lieber Freund:

— Nein, nein! rief rasch der Graf. Ich bleibe bei dem, was verabredet wurde, und wäre es auch nur der Consequenz wegen.

Im Grunde seines Herzens fürchtete er, die reizende Frau öffentlich zu zeigen, denn er mußte sich sagen, daß Antonie seit der Verheirathung viel schöner geworden war. Der arme Mann fühlte ganz das beschwerliche Glück, der Besitzer einer schönen und geistreichen Frau zu sein. Antonie war scharfsichtig genug, den wahren Beweggrund zu errathen; sie fühlte aber auch, wie lästig ihm diese Lebensweise war. Julian war noch nicht der Mann, den eine kluge Frau sich selbst überlassen durfte.

— Es ist wahr, begann sie nach einer Pause, unser Hotel ist schön, aber es ist mit der Zeit langweilig. Ich mache Dir einen Vorschlag, Julian.

— Laß hören, mein Kind.

— Wir reisen eben so heimlich wieder ab, als wir angekommen sind. In vierzehn Tagen halten wir dann öffentlich unsern Einzug.

Julian überlegte einen Augenblick. Dieser Vorschlag seiner Frau kam ihm verdächtig vor.

— Und wohin gedenkst Du zu reisen? fragte er forschend.

— Nach Berlin — wenn es Dir recht ist, fügte sie artig hinzu.



— Nach Berlin, ah, nach Berlin! Wollte nicht jener italienische Sänger nach Berlin gehen, wenn er seine Rechnung in unserer Residenz nicht fände? Sagte er nicht so, als wir ihn das letzte Mal in Florenz sprachen?

— Ich glaube!

— Nun, so treffen wir in Preußen's Hauptstadt einen Reisegefährten. Wohlan, brechen wir auf! rief der Graf, der seine Erregung nicht mehr zügeln konnte.

Julian, was hast Du? fragte verwundert die junge Frau, als sie den Gatten mit großen Schritten durch das Zimmer gehen sah.

— Nichts, Nichts! Aber Sie sehen, Madame, daß ich wohl unterrichtet bin, daß ich zu beobachten und zu folgern verstehe. Sie sind gestern Abend ausgewesen, und heute schlagen Sie mir eine Reise nach Berlin vor — das ist verdächtig. Wollen Sie mich nicht an die Miß erinnern? Madame, Madame, Sie sind — eine Sirene! O, singen Sie mit ihm, Sie besitzen ja eine schöne Stimme, ein poetisches Gemüth und eine überschwängliche Liebe zu der edeln Kunst der Musik. Singen Sie, erscheinen Sie auf der Bühne, um sich bewundern zu lassen; aber vergessen Sie die Rolle der Lucretia Borgia nicht!

Diesen Ausbruch hatte Antonie nicht erwartet; jetzt kannte sie das Geheimniß ihres Mannes.

— Julian! flüsterte sie. Julian!

Aber Julian hörte nicht; er setzte seinen ungestümen Spazirgang durch das Zimmer fort. Sie ließ ihn austoben. Endlich warf er sich erschöpft in einen Sessel und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Antonie schlich leise zu ihm, setzte sich vor seinen Füßen auf den Teppich nieder und zog sanft seine Hände herab. Seine Augen blitzten die höchste Entrüstung.

— Julian, sagte sie schmerzlich, habe ich Dein Vertrauen nie besessen oder hast Du es mir entzogen?

Und dabei sah sie ihn mit jenen hellen Blicken an, die tief in das Herz dringen, mit den Blicken, die wir Männer nur fühlen, aber nicht verstehen, weil sie zu dringend fragen. Der Graf, von Natur eine weiche Seele, erlag der Gewalt der schönen Augen; er küßte seine reizende Frau und rief dann aus:

— Ich bin ja Dein Mann, Antonie!

Der eheliche Frieden war scheinbar hergestellt. Beide Gatten begnügten sich mit dem errungenen Erfolge. Antonien war sich zwar ihrer Ueberlegenheit bewußt, aber sie kannte Julians Charakter zu gut, als daß sie sich einer völligen Sorglosigkeit überlassen sollte, zumal da der Baron ihr Feind war. Sie setzte für heute das Gespräch nicht fort. Wollte sie ihren Mann heilen, so mußte sie ihn dem Einflusse des Barons entziehen oder

die Einflüsterungen desselben bei ihm unzugänglich machen. Alles ging gut bis zum folgenden Tage. Da störte der Zufall, dieser tückische Dämon, die kaum eingetretene Ruhe. Trotz der Verschanzung, die das fest verschlossene Hotel bildete, sollte der Graf einen neuen Grund zur Eifersucht erhalten. Während Antonie ihre Morgentoilette machte, eilte der von Langeweile geplagte Julian durch die Gänge seines Parks, der von einer hohen Mauer eingeschlossen war. Er dachte über das Kapitel von Liebe und Ehe nach, und dabei fielen ihm alle Commentare ein, die ihm der Onkel dazu geliefert hatte. Der Leser kennt die Ansichten und Grundsätze des Barons.

Auf dem Thurme der naheliegenden Pfarrkirche schlug es elf Uhr.

— Mein Gott, noch so früh! murmelte der geplagte Ehemann. Wäre doch die Zeit der Gefangenschaft erst um, die ich mir freiwillig auferlegt habe. Ach, ich habe mir die Ehe ganz anders gedacht! So viel steht fest, daß der Umgang mit der Welt nicht ausgeschlossen bleiben kann, denn in der Liebe allein findet der Mann von Geist das Glück des Lebens nicht; er braucht Anregungen, Zerstreuungen. Die Monotonie der Ehe erdrückt das Gemüth. Wer beantwortet mir die Frage: ob es meiner Frau nicht eben so geht, als mir? Viel=

leicht ist es nicht wohlgethan, sie mit Argusaugen zu bewachen. So lange nicht zwei Gatten Grund haben, gegenseitig an ihrer Ehre zu zweifeln, ist die Freiheit des Handelns eine entsprechende Maßregel, eine heilsame Veränderung herbeizuführen.

In diesem Augenblicke ward ein schwerer Gegenstand über die Gartenmauer geworfen; er fiel in die Mitte des Kiesweges, der sich an der Mauer hinzog. Julian erkannte einen Stein, an dem ein Briefchen befestigt war. Er hob ihn auf. Der Brief war ohne Adresse. Fast mit dem Schlage elf hatte man den Stein über die Mauer geworfen, und gerade an einem Orte des Gartens, der, weil er abgelegen, selten betreten ward. Die Eifersucht erkannte sofort alle diese Umstände; sie fügte hinzu, daß der Brief nur an Antonie gerichtet sein könne.

Julian wickelte das rothe Seidenbändchen ab, und öffnete rasch das blaue Papier, das nur zusammengelegt war. Er las folgende, von der festen Hand eines Mannes geschriebene Zeilen:

„Geliebte, Abgöttin meiner Seele!

Du bist gestern Abend um die bestimmte Stunde nicht gekommen; mein Herz wird von furchtbaren Zweifeln zerrissen. Ist Deine Liebe zu mir erkaltet, oder fesselt Dich die Eifersucht des Mannes, dem Du nur

gezwungen angehörst? O, brich die lächerliche Gefangenschaft, in der man Dich hält, und genieße die Freuden des Lebens an der Seite eines Mannes, der Dich anbetet. Sehe ich Dich diesen Abend nicht, so mache ich meinen Qualen gewaltsam ein Ende. An erbärmlichen Vorurtheilen darf das Glück meines Lebens nicht scheitern. Du siehst mich entweder diesen Abend, oder nie wieder."

Julian stand wie angewurzelt. Das Billet war zwar ohne Adresse, aber es konnte nur an seine Frau gerichtet sein, die wirklich gestern Abend das Haus nicht verlassen hatte. Und war nicht von einem Manne die Rede, dem sie gezwungen angehörte? Von lächerlicher Gefangenschaft und Eifersucht? Das Blut stieg ihm zu Kopfe; die Pulse klopften rasch. Welche Liebesgluth sprach sich in diesen wenigen Zeilen aus! So hatte er nie zu Antonien gesprochen, nie an sie geschrieben. Er wähnte, seine Liebe sei nicht die rechte, um eine Frau zu fesseln. Mitten in dem Schmerze erhob auch das Ehrgefühl seine Stimme, und diese rief den Zorn wach.

— Ich muß mir Beweise verschaffen! murmelte er. Diesen Brief leugnet sie ab; sie wird mir sagen, er sei nicht an sie gerichtet. Ah, rief er, von einem Gedanken ergriffen, wollen sehen, wer ihn aufhebt!

Er schloß das Papier, und befestigte es mit dem Bande wieder an den Stein, den er zu Boden warf.

Dann verbarg er sich in eine Epheulaube, deren Grün der Herbst noch nicht zerstört hatte. Die Voraussetzung, es müsse eine Person kommen, den verhängnißvollen Brief in Empfang zu nehmen, war richtig. Kaum hatte Julian sein Versteck eingenommen, als die Gestalt einer Frau durch die Zweige schimmerte.

— Antonie! dachte entsetzt der arme Graf.

Große Schweißtropfen rieselten von seiner Stirn; ein unbeschreibliches Gefühl von Schmerz und Zorn durchtobte seine Brust. Die Gestalt kam näher — sie ging dem Orte zu, wo das Papier lag. Die Correspondenz war also eine verabredete. Julian lauschte durch die Blätter — jetzt erkannte er das Kammermädchen seiner Frau, das rasch das Papier aufnahm und dann sich hastig entfernte.

— Sie überbringt ihrer Herrin das Papier! dachte der arme Ehemann. Das Kammermädchen ist nicht verheirathet, es kann also ihm nicht bestimmt sein. Meine Frau ist eine Schlange, wie alle Frauen — der Baron hat Recht. O, warum ließ ich mich durch diese Engelszüge verblenden, unter denen eine Teufelsseele verborgen ist! Nun will ich vollständige Gewißheit haben, und dann meine Maßregeln ergreifen!

Er nahm sich vor, unbefangen zu erscheinen und seine Frau zu beobachten. Würde sie Abends das Hotel ver=

lassen, so blieb kein Zweifel über ihre Strafbarkeit. Bei Tische affektirten beide Gatten ein freundliches Benehmen. Julian verstand die Kunst nicht, den Zustand seines Innern völlig zu verbergen; die scharfsichtige Antonie errieth nur zu bald, daß wieder Etwas vorgegangen war. Aus diesem Grunde bemühte sie sich, zuvorkommend und herzlich zu sein.

— Sie will mich irre leiten! dachte der eifersüchtige Mann. Ich werde mich stellen, als ob ihr dies gelänge.

Der Nachmittag verfloß unter den gewöhnlichen Beschäftigungen: Antonie stickte, las und spielte auf dem Piano — der Graf rauchte Cigarren, ergriff mitunter ein Buch und ging aus einem Zimmer in das andere. Nicht selten auch betrat er die Gemächer in dem Hauptgebäude und sah durch die Jalousien auf die Straße. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er einen Reiter, der in kurzem Galopp an dem Hotel vorüberritt und unverwandt nach den Fenstern desselben sah. Er erkannte einen jungen Uhlanenofficier, von dem er wußte, daß derselbe sich einst um Antonien bemüht hatte. Ferdinand von Wolf gehörte einem uralten adeligen Geschlechte an, aber er besaß Nichts, als ein schönes Aeußere, seine Lieutenantsgage und Schulden, die er aus eigenen Mitteln nie bezahlen konnte. Die reiche Antonie von Asmus

wäre eine Frau für ihn gewesen. Zum Unglücke für den Lieutenant hatte der Graf Bergfeld die Braut heimgeführt.

— Ferdinand von Wolf! flüsterte Julian, bitter lächelnd. Wie er das Fenster anstarrt, wie er das Pferd paradiren läßt! So reitet man nicht an einem Hause vorbei, von dem man weiß, daß es unbewohnt ist. Er kennt das Geheimniß des Hotels Bergfeld — vielleicht ist er der Schreiber jenes Briefes. O, wir werden es bald sehen! Nur Geduld und ein wenig Ueberwindung!

Er ging in die Zimmer des Hintergebäudes zurück. Nun ereignete sich eine jener Scenen, die Frau von Linden und der Baron aus dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses beobachtet hatten. Julian fand seine Frau nicht. Nachdem er die Wohnzimmer durchsucht hatte, eilte er in das Hauptgebäude zurück.

— Sie sitzt an irgend einem Fenster! murmelte er zwischen den Zähnen. Das ist ja wohl natürlich — sie wußte, wer um diese Zeit durch die Straße reitet! Der Mann braucht nur den Rücken zu wenden, und die Frau betrügt ihn!

Er betrat das Eckzimmer in der ersten Etage. Als er es leer fand, eilte er weiter. In dem Boudoir hörte er Schritte hinter sich. Er wandte sich, und vor ihm stand — Antonie.

— Wohin, mein lieber Freund? fragte sie sanft.

— Ah, da bist Du ja. Ich suche Dich.

— Mich? Warum? Was willst Du?

Diese drei Fragen wurden mit einer so unschuldigen Verwunderung ausgesprochen, daß Julian seine Geduld verloren, wenn er sich nicht erinnert hätte, wie nöthig Verstellung sei.

— Ich fürchtete, daß Deine Gesundheit leiden könnte in diesem kalten Zimmer, antwortete er, sich mit großer Anstrengung zur Galanterie zwingend.

— Wie seltsam! Dasselbe fürchtete ich für Deine Gesundheit.

— O, meine liebe Frau! So bist Du wohl gekommen, um mich zu holen?

— Aus keinem andern Grunde. Reiche mir Deinen Arm, und führe mich zurück.

Julian leistete Folge. Beide gingen an einem großen Spiegel vorüber. Antonie blieb stehen, und deutete auf die blinkende Glasscheibe, welche die Gestalten des seltsamen Ehepaares zurückgab.

— Du bist ein Muster von Ehemann, Julian! sagte sie lächelnd. Die Sorge um Deine Frau hat Deine Züge alterirt — sieh' nur, wie bleich Du bist!

— Ja, wahrlich, Du machst mir fast zu viel Sorge,

mein Kind! antwortete er ruhig, obgleich ihn diese Malice ärgerte.

— Sei ein wenig gleichgültiger, und Du wirst Ruhe haben, soviel Ruhe, als zu Deinem Glücke nöthig ist. Warum bleibst Du nicht bei mir? Ich muß Dir ja wohl folgen, wenn ich Deine Aufregung bemerke. Wäre es nicht herzlos, Dich Dir selbst zu überlassen? Bedenke, als Du das Pistol ...

— Genug, genug! rief der Graf.

Er zog sie mit sich fort in das Wohnzimmer. Antonie war ihm nie so unbefangen erschienen, als heute. Der Abend näherte sich, und noch verrieth sie durch keine Miene ihren Plan. Sollte sie bemerkt haben, daß er den Brief gelesen hatte? Sollte vielleicht das schlaue Kammermädchen die Verrätherin gespielt haben? — Es ward dunkel, und immer noch blieb Antonie bei ihrer Beschäftigung.

— Ich muß Gewißheit haben, dachte der Graf, es koste, was es wolle. Um ihr zu zeigen, daß ich keinen Verdacht schöpfe, werde ich ausgehen. Es ist ja leicht, das Hotel zu beobachten. Sie wird die Gelegenheit benutzen, und zu dem Rendez-vous gehen. Man muß ihr den Verrath ein wenig leicht machen! fügte er mit jener Lieblosigkeit hinzu, welche von der Eifersucht erzeugt wird.

Der arme Mann — er dünkte sich klug genug, die Frau in einer Schlinge zu fangen!

— Antonie, ich werde einen Spazirgang machen!

Sie sah ihn mit großen Augen, und wie es schien verwundert, an.

— Allein? fragte sie nach einer Pause.

— Wer soll mich wohl begleiten! murmelte er achselzuckend.

— Deine Frau.

— Nein; ich kann einer Dame von Stande nicht zumuthen, daß sie mit mir im Dunkeln die Straßen und Plätze durchstreift. Wäre mir eine ermüdende Bewegung nicht nothwendig, ich würde bei Dir bleiben. Daß ich den Abend wähle, hat seine Gründe — Du kennst sie ja.

— Wie Du willst, mein lieber Mann. Hülle Dich in den Pelz, es ist rauhes Wetter.

Diese zärtliche Fürsorge vermehrte die Bitterkeit des armen Grafen; aber er bezwang sich, und fragte gelassen:

— Was wirst Du beginnen, mein liebes Kind?

— Babet hat mir neue Journale gebracht, ich werde sie durchblättern.

— Man kennt diese Journale! dachte Julian. Ein

Weib ist doch nie in Verlegenheit! Wer könnte wohl glauben, daß diese Worte erlogen sind.

Als er in sein Kabinet trat, murmelte er vor sich hin:

— Sie räth mir, den Pelz anzuziehen — o, wie fein, wie schlau! An dem Pelze will sie mich erkennen. Ich werde mich nach meinem Geschmacke kleiden, Frau Gräfin!

Ohne Hülfe seines Kammerdieners zog er einen Jagdrock an, dessen Pelzkragen ihm das Gesicht verhüllte, dann setzte er eine große Mütze auf den Kopf. In dieser Toilette sah man kaum die Nasenspitze des armen Ehemannes. Die Eifersucht ist doch ein wunderliches Ding; sie macht nicht selten den vernünftigsten Mann zum Narren. Hätte der Baron seinen Neffen so gesehen, er würde ihm gesagt haben: „so geschieht Dir recht, mein Freund; warum bist Du dem Rathe eines Mannes nicht gefolgt, der die Frauen kennt."

Julian schlich leise aus dem Hause durch den Garten, und schloß die Thür des Gitters. Da er allein den Schlüssel dazu hatte, mußte Jeder, der das Hotel verlassen wollte, die Hauptthür wählen. Antonie konnte demnach seinen Blicken nicht entgehen. Auf der Straße faßte er hinter einem Brunnen Posto, so daß er die Thür des Hotels beobachten konnte. Wie arm war in diesem Augenblicke der reiche Graf! Er besaß ein großes

Vermögen und eine reizende Frau — aber ihm fehlte die Ruhe des Gemüths. Wer trug die Schuld davon? wird der Leser fragen. Wir werden es bald sehen.

Das Wetter war trocken kalt; ein scharfer Wind strich durch die Straße und trieb mitunter eine wirbelnde Staubwolke empor. Der Graf achtete dessen nicht; beide Hände in die Taschen seines Rocks gesteckt, lehnte er mit dem Rücken an dem Brunnen. Seine düster glühenden Blicke hafteten auf dem Hotel. Kaum waren zehn Minuten verflossen, als sich die Thür öffnete. Die Gestalt einer Frau kam heraus und schwebte rasch die Treppe herab. Wer anders als Antonie konnte das sein? Das war ihr Wuchs, ihr leichter Gang, die Art den Mantel zu tragen. Der Graf folgte ihr in kurzer Entfernung. Schon an der nächsten Ecke bog sie in eine schmale Querstraße. Hier war es auf dem Trottoir noch sehr lebhaft, und der Graf hatte Mühe, der rasch gehenden Frau zu folgen, die sich leicht und gewandt an den Begegnenden vorüberbewegte. Von Zeit zu Zeit sah sie sich flüchtig um, als ob sie fürchtete, daß man sie verfolge. Der Graf schämte sich seiner Rolle, und schon zweifelte er an der Identität der Person, als ihm plötzlich Gewißheit werden sollte. Die Frau trat in einen Putzladen. Julian trat rasch an das Fenster — er konnte den erleuchteten Raum übersehen und folgende

Scene beobachten. Die Dame stand vor dem Ladentische und sprach mit der Putzmacherin. Diese holte einen Carton und stellte ihn vor der Käuferin auf. Dann sprachen Beide mit einander. Der Lauscher konnte von der Unterhaltung nichts verstehen; er konnte aber auch die Gesichtszüge der Dame nicht erkennen, da sie den schwarzen Schleier nicht beseitigte.

— Wie vorsichtig sie verfährt! murmelte der zitternde Julian, dessen Kopf wie im Fieber brannte. Indem er die glühende Stirn an die kalte Scheibe drückte, fragte er sich: was habe ich ihr vorzuwerfen, wenn dieser Laden das Ziel ihres Ganges ist? Aber der Brief, der Brief! fügte er voll Grimm hinzu. Geduld, ich verfolge das Abenteuer bis zum Ende!

Die Putzmacherin hielt ein Büschel Marabouts in der Hand, und schien die feinen, kostbaren Fäden der Käuferin anzupreisen. Diese lös'te plötzlich das Band unter dem Kinn, und legte den Hut ab. Da stand Antonie, die Gräfin Bergfeld. Wie unbefangen sie die Verkäuferin anlächelte und über die Waare sprach; nicht die geringste Aengstlichkeit drückte sich in ihren Mienen aus.

— Sie ist es! dachte der Graf. Warum wählt sie den schlechten Mantel? Warum verhüllt sie sich? Warum geht sie gerade um diese Zeit aus, ohne es mir zu sagen?

Antonie neigte sich über den schmalen Ladentisch, und die Putzmacherin, eine fein gekleidete Frau, befestigte den Flaum mit Silberschmelz in den üppigen Locken der jungen Dame. Dann reichte sie ihr einen Handspiegel. Die Gräfin betrachtete sich wohlgefällig. Wie reizend sah sie in diesem einfachen Schmucke aus! Wahrlich, das war das Köpfchen eines Engels. Für wen schmückte sie sich denn? Für den Gatten?

Julian lauschte mit angehaltenem Athem. Er sah, wie Antonie endlich den Kopfputz bezahlte, wie sie den Hut wiederaufsetzte, den Schleier vor das Gesicht zog, das kleine Packet empfing, grüßte, und den Laden verließ. Als sie auf die Straße trat, schlug sie nicht den Weg ein, den sie gekommen war; sie ging rasch weiter. Julian folgte. Nach einigen Minuten schlug Antonie rechts eine schmale, finstere Seitengasse ein, und verschwand. Der junge Mann blieb bestürzt stehen. Der enge, zwischen zwei hohen Häusern hinführende Gang war ihm fremd; er hatte bis zu diesem Augenblicke nicht gewußt, daß ein solches Gäßchen existirte. Und seine Gattin, die Grafin von Bergfeld, kannte es! Dieser Gedanke hatte etwas unbeschreiblich Demüthigendes für den armen Mann, dessen Brust von tausend Qualen zerrissen ward. Er würde es nicht glauben, daß seine Frau diesen Ort betreten, wenn er sie nicht

deutlich erkannt hätte. Mit der Leidenschaftlichkeit seines Charakters folgte er, um die verlorene Zeit wiederzugewinnen. Weder rechts noch links zeigte sich eine Thür. Nach zwanzig Schritten versperrte ihm eine Mauer den Weg. Er tappte und fand eine kleine Thür, die halb offen stand. Rasch trat er ein. Trotz der Dunkelheit konnte er unterscheiden, daß er sich in einem Hofe befand. Ohne zu zögern überschritt er den Hof in gerader Richtung und trat durch eine Thür in einen Garten. Ranken und Gesträucher streiften ihm das Gesicht. Er stand einen Augenblick still. Da glaubte er rechts das Rauschen eines Kleides zu vernehmen. Der Graf, wie geblendet vor Leidenschaft, lief nach dieser Richtung; er kam durch Wege und über Beete. Durch die blätterlosen Bäume schimmerte ein Licht.

— Ah, das Haus! dachte der Graf, der vor Wuth seiner kaum noch mächtig war. Wer es auch bewohnen mag — ich werde nicht zögern, es zu betreten.

Er drang weiter vor. Die Gesträuche verschwanden, der Weg ward gebahnt. Mit jedem Schritte, den er in dem Kieswege weiter ging, schien es ihm, als ob er die Umgebung kenne. Fünf Minuten später sah er die Hintergebäude seines eigenen Hotels vor sich liegen. Bestürzt blieb er stehen, um sich zu orientiren. Er erinnerte sich, daß im tiefsten Hintergrunde des Gartens

dichtes Himbeergesträuch eine Mauer bedeckte, die den kleinen Park von dem ihm unbekannten Nachbargrundstücke schied. Das Hotel war Eigenthum der Familie Antonien's gewesen, er hatte bis jetzt nicht Zeit gehabt, da ihn die Ehe so viel beschäftigte, die Umgebung kennen zu lernen. Antonie, die von Kindheit an in diesen Räumen gelebt, mußte jeden Winkel kennen; es unterlag keinem Zweifel, daß sie ihn absichtlich irre geführt und daß er selbst sich in der Schlinge gefangen, die er seiner Frau gelegt. Da fielen ihm die Worte ein, die der Baron so oft gesagt: „Der Teufel ringe mit einer Frau!"

— Es ist wahr! murmelte Julian. Die List der Weiber besiegt den Teufel. Diesmal ist meine Frau unschuldig, denn ich habe sie stets im Auge gehabt. Daß sie durch die Hauptthür das Hotel verließ und auf dem versteckten Wege zurückkehrte, ist offenbar eine List. Ich habe den Kampf verloren!

Julian wäre vollkommen ruhig gewesen, wenn er sich das Räthsel mit dem Briefe hätte erklären können. Ueber der Genugthuung, sein eigener Nebenbuhler gewesen zu sein, hätte er fast das Lächerliche seiner Lage vergessen. Er hoffte, daß ihn Antonie auf der Straße nicht gesehen habe. Um wenigstens den Schein zu retten, ging er durch das Gitter auf die Straße, zog geräusch=

voll die Glocke, und ließ sich von einem Diener in seine Zimmer führen, wo er die Kleider ablegte. Im Schlafrocke und mit der Cigarre im Munde ging er zu seiner Frau, die nachlässig im Sopha lag und in einem Buche las. Nichts verrieth, daß sie das Zimmer verlassen hatte. Der Gatte hütete sich, danach zu fragen, und als Antonie diesen Punkt nicht berührte, mußte er sich sagen, daß sie einen feinen Takt beobachtete, denn an ihr war es jetzt, als Siegerin zu triumphiren. War er auch nicht ganz frei von Affectation, so bewies er sich dennoch für den Rest des Abends als einen zärtlichen Ehemann.

— Sein Schweigen beweis't mir, dachte Antonie, daß er meinen Plan begreift und zur Einsicht gelangt ist.

In den folgenden Tagen zeigte der Graf keine Spur von Eifersucht; er fühlte selbst eine Anwandlung von Schaam über sein bisheriges Benehmen. Hätte er nur Gewißheit über den verhängnißvollen Brief gehabt. Es gab Augenblicke, in denen er Antonien selbst für die Absenderin hielt. Das wäre allerdings ein gewagtes Spiel gewesen.

Als der Tag kam, den man für den letzten des einsamen Lebens bestimmt hatte, war Julian der gefügigste Ehemann; Antonie schlug eine Verlängerung desselben

vor, Julian schämte sich aber einzuwilligen, obgleich ihn die Eifersucht eine Fortsetzung wünschen ließ.

Nun brachten die Diener Visitenkarten zu den befreundeten Personen und die Jalousien des Hotels öffneten sich. Das junge Paar erschien an dem Fenster und grüßte Frau von Linden, die sich an dem ihrigen zeigte. Den ersten Besuch empfing der Baron. Der alte Herr war freundlich, selbst galant, denn er küßte der jungen Dame, die wie eine Rose blühte, die kleine, feine Hand.

— Ich freue mich Deines Glücks, lieber Neffe! rief er aus.

— Danke, mein bester Onkel.

— Wann bist Du angekommen?

— Gestern gegen Abend.

— Er will mich also doch belügen! dachte der Alte. Hast Du meinen Brief erhalten?

Julian wußte natürlich von keinem Briefe. Der Baron meinte, die Post würde ihn schon zurücksenden.

Man schied freundlich von einander und versprach sich oft zu sehen. Denselben Tag erhielt der Baron in einem Couverte den Brief zurück, den er dem Haushofmeister zur Besorgung übergeben hatte.

— Er kommt von ihr! dachte er, und beschloß sich zu rächen.

Dazu bot sich ihm in dem Café Gelegenheit, das Julian besuchte. Beide saßen allein in einer Nische.

Du gehst schon ohne Deine Frau aus? rief lachend der Onkel. Das ist kein gutes Zeichen. In den ersten Jahren der Ehe darf ein glücklicher Mann die Kaffeehäuser nicht besuchen.

— Sie sprechen mein bester Onkel, als ob Sie verheirathet gewesen wären.

— Wenn auch das nicht, so habe ich doch meine Grundsätze in Bezug auf die Frauen. Du kennst sie, und wirst sie hoffentlich nun theilen.

— Bis zu diesem Augenblicke nicht! rief Julian.

— Ja, freilich! rief der Baron achselzuckend. Die Frauen sorgen schon dafür, daß die Männer blind bleiben. Julian, Du bist also wirklich erst vor einigen Tagen zurückgekehrt?

— Gewiß!

— Nun, immerhin; deshalb werde ich nicht unterlassen, Dir ein kleines Geheimniß mitzutheilen, das mir durch einen tückischen Zufall bekannt geworden ist. Höre also: vor acht Tagen warst Du noch auf der Reise?

— Ja.

— Mit Deiner Frau? fragte der Baron, indem er den Neffen forschend ansah.

— Mit Antonie! versicherte Julian.

— Ha! Ha! murmelte der Alte. Vor acht Tagen



führt mich der Weg durch die R.straße, und zwar Abends um eine ungewöhnliche Zeit. Das Wetter war rauh und ich dachte an Dich, der Du unter dem schönen Himmel Italien's mit Deiner jungen Gattin zwischen Orangen und Myrthen wandelst. Fast bereuete ich, ein alter Junggeselle geworden zu sein. Da sehe ich einen Mann, der seinen Kopf fest an die Fensterscheibe eines Putzladens drückt. Für mich haben dergleichen Situationen ein Interesse. Ich blickte also in den Laden, und sehe — den Kopf der Gattin meines Neffen. Sie probirte so eben einen Schmuck an. Der Mann am Fenster schien sie zu erwarten. Kaum trat die Frau Gräfin, die eine Art Kammermädchen-Mantel trug, auf die Straße, so schlüpfte sie in eine jener Sackgassen, die der Adel nicht kennt. Der Mann, der den Kopf in den Rockkragen gezogen hatte, wie die Schildkröte den ihrigen unter die Schaale, lief ihr nach. Julian, Du bist Edelmann, bist mein Neffe — Du mußt solche Dinge wissen. Und nun sage mir nicht mehr, daß Du glücklich lebst; vertheidige die Frauen nicht, und bekenne, daß sich meine Grundsätze auf Erfahrungen stützen. O, ich errathe Deinen Plan, wenn Du leugnest, daß Du schon mehre Wochen Dein Hotel bewohnst — Du willst Deine Ehre wahren.

Julian schlug den Baron lächelnd auf die Achsel.

— Sie sind ein schlauer Mann, Onkel! rief er aus.

Ihrem Scharfblicke bleibt doch Nichts verborgen. Ich weiß, daß Antonie in dem Putzladen gewesen ist.

— Und der Mann am Fenster?

— War ich! Guter Onkel, werfen Sie Ihre Grundsätze über Bord, denn sie sind untauglich, weil Sie sie auf Schein gründen. Und fragen Sie die Leute, wie Ihr Neffe mit seiner Frau lebt, so antworten Sie: glücklich, sehr glücklich!

Julian grüßte, und entfernte sich. Die Grundsätze des Barons galten ihm nun Nichts mehr. Einige Tage später war Ball bei dem P.schen Gesandten. Julian und Antonie waren dazu geladen. Als die junge Frau aus ihrem Toilettenzimmer kam, trug sie den prachtvollen Federschmuck im Haare. Sie schmiegte sich ihm an, küßte ihn und fragte lächelnd:

— Kennst Du diese Federn?

Erröthend schloß er ihr den Mund mit Küssen. Sie entwand sich ihm sanft, und holte ein Papier aus ihrem Schreibtische.

— Und dieses Papier? fragte sie.

Julian erkannte das Papier, das man über die Mauer geworfen hatte.

— Ich habe Dich längst begriffen, Antonie! rief er aus. Du hast mir den Spiegel vorgehalten, um mir mein Bild, das Bild eines eifersüchtigen, mißtrauischen



Mannes zu zeigen. Ohne Dein klug ersonnenes Mittel theilte ich vielleicht heute noch die Grundsätze meines Onkels.

— O, ich wußte, wie verderblich sie unserer Ehe werden konnten. Willst Du mich nun noch mit einem Pistol erschießen, das nicht geladen ist?

— Verzeihung, Antonie, Verzeihung meiner Liebe zu Dir!

— Jetzt händige ich Dir das Document ein, wonach Du der Herr aller meiner Güter bist, denn ich will von diesem Augenblicke an nichts mehr sein, als Deine Frau.

— Meine reizende und kluge Frau!

Auf dem Balle bewunderte man das schöne Paar. Der Baron, der ebenfalls anwesend war, forderte die Gattin seines Neffen zum Tanze auf. Während einer Pause flüsterte er ihr zu:

— Antonie, Sie sind eine kluge Frau, denn Sie haben meine Grundsätze schwanken gemacht!

Der Hagestolz.

Es giebt Städte, die ihre Physiognomie fast mit jedem Jahre ändern. Der Mensch verändert sich zwar auch mit dem zunehmenden Alter, aber diese Veränderung trägt die ausgeprägte Spur der Vergänglichkeit; die Städte indeß streifen das Alter ab, sie werden größer und schmücken sich mit den Reizen der Jugend, man kann selbst sagen, daß sie kokett der neuesten Mode huldigen. Zu diesen Städten gehört B. Wer es vor zehn Jahren zum letzten Male gesehen, würde es heute kaum wiedererkennen. Das schlechte Pflaster hat einem guten Platz gemacht, und in den Straßen liegen zu beiden Seiten breite Trottoirs. Die festen alten Häuser sind stattlich geschmückt, an Stelle der baufälligen erheben sich wahre Paläste. Aus den dunklen Verkaufsläden sind elegante Magazine mit ungeheuren Fensterscheiben geworden, und aus den schmucklosen Wirthshäusern glänzende Hotels mit französischen Namen. Zahlreiche Gaslaternen erhellen Abends die Straßen. An der Südseite, wo sonst in Sümpfen die Frösche quakten, hört man das Pfeifen der

Locomotiven, denn ein großer Bahnhof erhebt sich hier mit seinen stattlichen Gebäuden. In den Vorstädten rast das Baufieber; neue Häuser erstehen wie die Pilze. Man bietet große Summen für Bauplätze zunächst der Stadt, die immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Mancher Besitzer verkauft sein Grundstück, das vom Vater auf den Sohn lange Zeit fortgeerbt, an Bauspeculanten, wenn er nicht selbst vom Baufieber ergriffen wird. Es giebt keine Gärten und Höfe mehr in der innern Stadt, man bebauet jede Quadratelle.

Der Besitzer eines großen Grundstücks mitten in der Stadt bot dem Baufieber und der Speculation Trotz. Dieses Grundstück bestand aus einem großen dreistöckigen Hause, ganz massiv erbaut. Ueber der großen Eingangsthür, die sich in einer wenig belebten Straße befand, erhob sich ein Balcon, der von zwei riesigen, aus Sandstein gemeißelten Figuren auf dem Kopfe getragen ward. Die schwarzen Läden des Erdgeschosses waren stets geschlossen; die verbleichten grünen Gitterläden im ersten Stocke öffneten sich weder im Sommer noch im Winter, und an den Fenstern des zweiten und dritten Stocks sah man bestaubte und zerrissene Gardinen von altmodischem Möbelstoffe. Zu beiden Seiten des alten festen Hauses, das immer noch einen stattlichen Anblick bot und einer verlassenen fürstlichen Residenz aus der guten alten Zeit

nicht unähnlich war, zog sich eine hohe, aus Bruchsteinen erbaute Gartenmauer hin, über die hinweg die starken Zweige alter Kastanienbäume hingen. Die Mauer mit dem Hause in der Mitte nahm fast die Hälfte der rechten Straßenseite ein. Im Bereiche dieses Besitzthums wuchs das Gras zwischen den Pflastersteinen empor. An ein Trottoir war nicht zu denken, der Besitzer war dem Bauen abhold.

Hinter diesem Hause breitete sich ein weiter Garten mit Treib- und Gewächshäusern, mit schönen englischen Anlagen, schattigen Spazirgängen, Lauben und großen mythologischen Figuren aus. Haus und Mauer schlossen drei Viertheile des großen Parks ein; den Rest begrenzte ein breiter Fluß, der das Grundstück von einer mit Gebüsch begrenzten Wiese trennte.

Und in diesen Räumen, die mehr als fünfzig Menschen ein freundliches Unterkommen gewähren konnten, wohnte ein einziger Mann, der weder Weib und Kind zu ernähren, noch eine Beschäftigung hatte, durch die er Andern nützte. Wie mancher Familienvater, dem die Sorge um ein Unterkommen für seine Lieben am Herzen nagte, sah seufzend zu den leeren Zimmern empor, in denen die Spinnen ungestört hausten.

In der ganzen Stadt hieß dieses einsame Haus das

alte Schloß. Warum es so genannt wurde, konnte Niemand angeben, denn so weit die Erinnerung reichte, wußte man, daß es ein Rentier Wachsmuth bewohnte, ein echt bürgerlicher Mensch. Der gegenwärtige Besitzer hieß Jakob Wachsmuth, sein Vorgänger Andreas Wachsmuth, und der Vorgänger des Andreas hieß Fürchtegott Wachsmuth. Sonderbar, keiner dieser Wachsmuthe war verheirathet gewesen, der Zufall hatte es gefügt, daß stets der einzige Brudersohn des jedesmaligen Besitzers als Erbe eingetreten war.

Obgleich Herr Jakob Wachsmuth ein einsames Junggesellenleben führte und sein Haus ihm wenig Zerstreuung bot, so sah man ihn dennoch nie in Gesellschaft. Fama wollte wissen, der Geiz halte ihn ab, Freunde und Vergnügungen zu suchen. Jakob war bei dem Tode seines Onkels Andreas, vor dreißig Jahren, nach B. gekommen, hatte in aller Stille das Haus bezogen, sich nicht um die Welt gekümmert, und so bis auf den heutigen Tag fortgelebt. Seine Geschäfte, nämlich Geldgeschäfte, besorgte ein alter Rechtsanwalt, der Advokat Knorr. Von einem Prozesse, den Wachsmuth geführt, hatte man nie gehört; der wohllöbliche Magistrat der Stadt selbst kannte den alten Einsiedler nicht, denn Knorr vertrat seinen Clienten den Behörden gegenüber. Man hatte es versucht, ihn, den ersten Grundbesitzer, zur Annahme einer

Stadtrathsstelle zu bewegen — umsonst, Knorr hatte dagegen protestirt.

Die Meinung, Jakob Wachsmuth lebe als Geizhals, der sich selbst die Annehmlichkeiten des Lebens versage, war eine völlig irrige; Jakob lebte wie ein Nabob in seinem Hause. Er hatte einen Kammerdiener, der so alt war, als er selbst, nämlich dreiundsechzig Jahre; einen Koch, einen Gärtner und einen Bedienten. Jeder dieser Domestiken mußte über vierzig Jahre alt und unverheirathet sein, wenn er sie in den Dienst nahm. Jakob hatte eine Art kanonischen Alters festgestellt. Von einer Frau ließ er sich nicht bedienen, er schien das schöne Geschlecht zu hassen.

Das Innere seines Hauses kannten nur Wenige, da er keine Besuche empfing. Das alte Schloß glich einer Colonie alter Männer, denn die Bewohner desselben hatten entweder große Glatzen, oder weiße Haare. Dabei gingen alle sauber und fein gekleidet; Herr Wachsmuth selbst stand als Muster der Sauberkeit obenan. Niemand durfte eine Perrücke tragen, und wenn der Schädel völlig haarlos war. Die Wäsche besorgte eine Freundin des Kammerdieners, eine Wittwe von beinahe funfzig Jahren, die in kurzer Entfernung von dem alten Schlosse wohnte. Der Kammerdiener führte den antiken Namen „David," hatte aber mit seinem biblischem Na=

mensvetter durchaus Nichts gemein als den Namen; — wenn die Geschichte den König als einen kleinen Mann schildert, so war unser David ein ellenlanger, hagerer Mensch, der in seinem zwanzigsten Jahre Flügelmann beim ersten Garderegiment gewesen.

Es war im Mai; die Obstbäume und Kastanien des Gartens standen in voller Blüthe und auf den Beeten prangten Tulpen und Hyacinthen in schimmerndem Glanze. Da trat Herr Wachsmuth aus seinem Hause, um eine Morgenpromenade zu machen. Da das Wetter warm und schön war, trug er schwarze Hosen, schwarzen Frack, weiße Weste und weißes Halstuch. Das weiße Haar bedeckte ein feiner Filz in Form eines Quäkerhutes. Wer den Besitzer des alten Schlosses nicht gekannt hätte, würde ihn für einen Pfarrer gehalten haben. Jakob rauchte eine echte Havannacigarre und blies den blauen Rauch wollüstig in die heitere Morgenluft. Die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ging er langsam durch die sorgfältig erhaltenen Wege des Parks. Es war dies wahrlich eine kleine Welt für sich, denn Nichts fehlte, um das Auge zu entzücken. Und alle diese Herrlichkeiten existirten nur für einen einzigen Menschen. Die hohe Mauer verhinderte, daß man von der Stadtseite in den Park sehen konnte, und nach dem Flusse zu versperrte ein Wäldchen die Aussicht.

Peter, der alte Gärtner, arbeitete auf einem Beete. Als er seinen Herrn erblickte, rief er ihm mürrisch einen Morgengruß zu und setzte dann seine Arbeit fort.

Der alte Herr blieb stehen.

— Peter!

— Herr Wachsmuth?

— Du könntest heute die Vasen in meinem Zimmer mit frischen Blumen füllen.

Der Gärtner, ein robuster, vierschrötiger Mann, erhob sich; er schob seine Ledermütze in den Nacken, daß das graue struppige Haar in die braune Stirne herabhing. Ein starker, ebenfalls grauer Bart rahmte das schweißtriefende Gesicht ein.

— Blumen soll ich schneiden? fragte er, indem er sich mit dem Aermel seines schneeweißen Hemdes über die Stirn fuhr.

— Ja, Peter! Du weißt, ich habe sie gern in meinem Zimmer.

— Herr Wachsmuth, Sie haben ja einen ganzen Garten voll vor dem Fenster — warum soll ich denn die armen Blumen, die mir viel Mühe machen, abschneiden?

— Weil ich es will!

— Das ist allerdings ein Grund, antwortete Peter; aber wenn Sie sich jeden Morgen um diese Zeit in den

Garten bemühen, so haben Sie die Blumen in aller Frische vor Augen. Warum blühen sie denn hier? Es bekommt sie kein Mensch zu sehen, wenn nicht Sie. Aber bestehen Sie darauf — nun gut, so will ich ganze Ladungen in Ihr Zimmer tragen, wenn auch der Duft Ihrer Gesundheit schaden könnte. Ich habe Ihnen das schon längst gesagt. Wenn ich einige Stunden im Treibhause gearbeitet habe, bekomme ich stets Kopfschmerz.

— Du meinst, Peter, ich werde krank von dem Dufte?

— Krank, Herr Wachsmuth? Sie können den Schlag auf der Stelle bekommen. Man kennt mehr als einen solcher traurigen Fälle.

— Laß die Blumen, rief Herr Wachsmuth erschreckt, ich werde von nun an jeden Morgen in den Garten kommen.

— Gut, Herr!

Der Gärtner begann wieder zu arbeiten; der Herr setzte seinen Spazirgang fort, indem er murmelte:

— Peter hat Recht, ich darf meine Gesundheit nicht auf das Spiel setzen.

Nach einer Viertelstunde kam Herr Wachsmuth bei dem Treibhause an. Fenster und Thüren des langen Gebäudes standen offen. Ein würziger Duft quoll dem Kommenden entgegen. Er blieb stehen und sah durch einen der geschlossenen Fensterflügel in die farbige Blü-

thenwelt des Treibhauses. Da glaubte er eine weiße Gestalt zu bemerken, die sich langsam zwischen den stillen Pflanzen hinbewegte. Sollte der Reflex der Sonne ihn äuschen? Er ging einen Schritt weiter, daß er durch tein offenes Fenster sehen konnte — nun ließ sich genau unterscheiden, daß eine zarte weiße Frauengestalt zwischen den Blüthen schwebte. Herr Wachsmuth erstarrte zur Bildsäule. Wie kam eine Frau in sein hermetisch verschlossenes Eigenthum? Und jene dort war eine Frau. Jetzt ging sie an dem offenen Fenster vorüber, er konnte ihr Gesicht unterscheiden — ein reizendes, blühendes Mädchengesicht, umwallt von einer Fülle dunkler Locken. Jakob glaubte eine Blumenfee zu sehen, eine geisterhafte Erscheinung, denn einem sterblichen Wesen war es unmöglich, in diesen Garten zu dringen. Er rieb sich die Augen, um den Blick klarer zu machen — da sah er, wie sich die weiße Dame zu einem Blüthenkelche neigte und den Duft desselben einsog. Nun erhob und wandte sie sich — da bemerkte sie den Lauscher — wie ein flüchtiger Schatten war sie verschwunden.

— Das ist wunderbar: murmelte Jakob. Ein Mädchen promenirt in meinem Treibhause und beriecht meine Blumen. Sollte es ein Gaukelspiel sein? Aber ich bin doch nicht berauscht, und mein Auge ist gut. Dort neben dem blühenden Cactus stand sie — ich habe deutlich

gesehen, wie sich ihr schlanker Körper beugte, wie sie bei meinem Anblicke erschrak und dann verschwand.

Herr Wachsmuth eilte nach der Hauptthür des Treibhauses, trat hinein und schloß die Thür hinter sich. Der warme Raum war still, die Pflanzen mit ihren schweren Blumen standen regungslos. Rasch ging er durch die blühende, duftende Gasse bis er zu dem bemerkten Cactus kam — es war keine Frauengestalt zu sehen. Eine zweite Thür gab es nicht, und da sie ihm nicht entgegengekommen, mußte sie durch ein offenes Fenster entwichen, wenn sie eine Tochter Eva's, oder in Duft aufgelöst sein, wenn sie ein Geist gewesen war. Herr Wachsmuth glaubte nun zwar nicht an Geister, aber das Entweichen durch ein Fenster war mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, daß eine zarte Frau sie nicht beseitigen konnte. Es blieb Nichts als die Annahme einer Täuschung. In diesem Falle beklagte Herr Wachsmuth, der kopfschüttelnd den Rückweg antrat, sein schwaches Nervensystem, das durch den schwachen Blumenduft sehr gereizt gewesen sein mußte. Er suchte den Gärtner auf. Peter arbeitete ruhig wie zuvor. Um sich keine Blöße zu geben, beschloß Herr Wachsmuth sorgfältig zu sondiren.

— Peter, wann hast Du das Treibhaus geöffnet? fragte er.

— Vor einer Stunde, Herr.

— Allein?

— Ich brauche keine Hülfe.

— Wo sind die beiden Gartenknechte?

Sie arbeiten heute in dem Gemüsegarten.

Der Gemüsegarten war mindestens eine Viertelstunde von dem Treibhause entfernt.

— Ich bin besorgt, Peter, daß Thüren und Fenster des Treibhauses offen stehen. Wie leicht kann ein Unberufener dort großen Schaden anrichten, wenn keine Aufsicht geführt wird.

— O, rief Peter, wer sollte wohl in unsern Garten kommen! Ich stehe dafür, daß außer uns keine Seele das Treibhaus betritt. Neben der Thür hängt meine mit Schrot geladene Flinte — und ich schieße gut!

Peter's ruhige Sicherheit bestärkte den Glauben an eine Täuschung. Herr Wachsmuth ging in das Haus und betrat sein Zimmer, in dem David das Frühstück servirt hatte. Kaum hatte er sich zu Tische gesetzt, als die Glocke gezogen wurde. David entfernte sich und kam gleich darauf mit dem Advokaten Knorr zurück. Herr Wachsmuth, der kein Freund von Geschäften war, lud seinen Rechtsanwalt mit bittersüßer Miene zu Tische ein

— Was bringen Sie, Herr Advokat? fragte der Hausherr. Brauchen Sie Geld?

— Nein. Ich komme im Auftrage des Herzogs.



— Was will der Herzog von mir?

— Er will Behufs Anlegung einer neuen Straße einen Theil Ihres Gartens kaufen.

— Sie wissen, daß ich nicht einen Quadratzoll Erde verkaufe, antwortete Jakob ernst und fest. Der Anfrage hätte es nicht bedurft, um eine ablehnende Antwort zu ertheilen. So lange ich lebe, bleibt Alles, wie es ist.

Der Advokat trank ruhig ein Glas Wein und fuhr fort:

— Ich kenne Ihren Willen, mein lieber Herr, aber ich kenne auch unsere Landesgesetze.

— Handle ich etwa gegen die Landesgesetze, wenn ich mein rechtliches Eigenthum nicht verkaufen will? Ich zahle Steuern und Abgaben pünktlich; mir däucht, damit habe ich alle Pflichten gegen den Staat erfüllt.

— Daß ich als Ihr Rechtsanwalt in Ihrem Interesse handle, bedarf wohl kaum der Versicherung. Darum hören Sie mich ruhig an: bei dem starken Verkehre, den die Eisenbahnverbindung erzeugt, ist die Anlegung einer neuen Straße von der Nothwendigkeit geboten. Der Bahnhof muß erweitert und den benachbarten Straßen eine größere Ausdehnung gegeben werden, um den so häufigen Unglücksfällen vorzubeugen. Eine Commission hat festgestellt, daß die Hauptpassage durch Ihren Park geführt werden muß.

— Wer will mich zwingen? fuhr Wachsmuth auf.



— Das Expropriationsgesetz. Nach diesem Gesetze müssen Sie den erforderlichen Raum abtreten. Man hat mir die Anwendung desselben in Aussicht gestellt, wenn Sie sich länger weigern. Nun rathe ich Ihnen zu unterhandeln, ehe man das betreffende Terrain taxirt, und Ihnen dann den Taxwerth zahlt. Im ersteren Falle ist eine größere Summe zu erzielen. Der Herzog will den Garten kaufen und der Stadt damit ein Geschenk machen. Versäumen Sie also die gute Gelegenheit nicht, einen vortheilhaften Kauf abzuschließen.

Dem guten Jakob erstarrte das Wort im Munde. Eine solche Gewaltthätigkeit, die Vertreibung aus seinem Eigenthume, hatte er nicht für möglich gehalten. Man sieht, wie wenig er mit der Außenwelt in Berührung gekommen war. Er versuchte Einwendungen zu machen, und sprach von einem Prozesse gegen die Stadt und den Herzog — aber der Rechtsanwalt widerlegte Alles mit dem furchtbaren Expropriationsgesetze, und fügte hinzu, daß man bis zum ersten Juli die Entscheidung des Besitzers erwarte. Herrn Wachsmuth's bemächtigte sich nach und nach eine schmerzliche Stimmung, denn er wußte, daß er sich auf seinen einzigen Freund, den Advokaten, verlassen durfte. Dieser suchte ihn dadurch zu trösten, daß er ihm die allzugroße Besitzung als lästig schilderte, und fragte zum Schlusse:



— Haben Sie denn irgend eine Verpflichtung, den ganzen Complex zu erhalten? Wahrlich, mein lieber Freund, Sie machen sich unnöthige Sorgen, unnöthigen Verdruß. Der vierte Theil Ihres Besitzthums genügt, um Ihnen ein angenehmes, bequemes Leben zu schaffen. Und wer weiß Ihnen einmal den Kampf gegen die Nothwendigkeit Dank, da Sie keine Erben haben?

Jakob legte seine Serviette zusammen und nickte schmerzlich mit dem Kopfe.

— Vielleicht haben Sie Recht! murmelte er. Bis zum ersten Juli ist noch eine lange Zeit — wir sprechen später über den Gegenstand.

Der Advokat entfernte sich, nachdem er noch einige Rechnungsablagen gemacht hatte. Nun begann das gewöhnliche Leben in dem alten Schlosse: Herr Wachsmuth langweilte sich, aß und trank, rauchte Cigarren, ging spaziren, las dann und wann in einem Buche und legte sich Abends neun Uhr schlafen. Schon früh am nächsten Morgen machte er die Wanderung durch den Garten. Das Treibhaus war geöffnet, aber es zeigte sich keine weiße Dame. Während des Spazirengehens erinnerte er sich jener weißen Frau, die in den Fürstenhäusern erscheint, wenn sich ein Unglück oder sonst ein wichtiger Fall ereignen soll.

— Sollte auch ich ein Familiengespenst gesehen



haben? fragte er sich lächelnd. Bis jetzt ist mir kein Unglück, nicht einmal einmal eine Unannehmlichkeit zugestoßen — aber gestern, kurz vor der Drohung mit dem Expropriationsgesetze, mußte ich die weiße Erscheinung in dem Treibhause sehen — seltsam, seltsam!

Er suchte den Gärtner auf, der heute in der Baumschule arbeitete.

— Peter, man sagt, es wird jetzt viel aus den Gärten gestohlen ...

— Wer sagt das, Herr Wachsmuth?

— Mein Advokat. Habe Acht auf das Treibhaus; Du weißt, es ist mein Augapfel.

— Possen! rief Peter. Niemand wird es wagen in den Garten zu dringen.

— Jeder Mensch hat seine Neider, und Neider sind Feinde.

— Ich will mit diesen Feinden schon fertig werden. Hinter der Thür hängt meine Flinte. Der Erste, der sich sehen läßt, erhält eine tüchtige Ladung Schrot in die Knochen.

— Recht so, Peter, für jeden Frevel, den Du entdeckst, erhältst Du einen Thaler Belohnung. Ob nun ein Mann oder ein Frauenzimmer sich die Frechheit herausnimmt —



— Mir gilt das gleich, Herr; ich thue meine Schuldigkeit als Gärtner.

Grausamkeit lag sonst nicht in dem Charakter Jakob's; aber er befand sich seit gestern in einem so ängstlich aufgeregten Zustande, daß er um jeden Preis über die weiße Frau in's Klare kommen wollte. Er hatte schlecht geschlafen, und um die frühere Ruhe wiederzugewinnen, mußte er Gewißheit haben.

Dem herrlichen Maitage folgte ein prachtvoller Frühlingsabend. Der klare Mond beschien den mit Blüthenschnee bedeckten Garten und auf einem Baume unweit des Hauses schlug lieblich eine Nachtigall. Jakob stand am Fenster und lauschte entzückt den Tönen, die weithin durch den Garten erklangen.

— Wie bald wird das Geräusch der Stadt die Stille meines Parks vertreiben! flüsterte er schmerzlich vor sich hin. Wenn dort die Wagen rasseln und der große Verkehr sich regt, flieht die Nachtigall und mit ihr meine stille Freude. Ich tauge nicht für die Welt, ich mag Nichts von ihr wissen — und doch rückt sie mir täglich näher, obgleich ich Thor und Thür vor ihr verschließe. Ich bin doch recht arm, trotz meines Reichthums! Es ist unmöglich, daß ich in stiller Zurückgezogenheit lebe.

Nach diesen Betrachtungen wickelte sich Jakob fest in

seinen Schlafrock und ging in den Garten hinaus. Zum ersten Male in diesem Jahre machte er eine Abendpromenade. Die Kastanienallee war ihm zu düster, er trat auf den freien Platz, blieb stehen und betrachtete das große Haus, das er allein bewohnte. Die dritte Etage und das Dach mit den vier großen Schornsteinen ragten über die Baumwipfel empor, in denen ein lauer Abendwind säuselte. Rings herrschte eine feierliche Stille, die nur durch den Gesang der Nachtigall unterbrochen ward. Plötzlich zuckte Wachsmuth zusammen, denn er sah, daß zwei Fenster des dritten Stocks erleuchtet waren. Jene Zimmer hatte er seit dreißig Jahren nicht betreten, und eben so lange war die Treppe zu dem dritten Stocke verschlossen gewesen. Die Zimmer des zweiten Stocks waren zu Vorrathskammern eingerichtet. Wer konnte sich nun so spät noch in jenen Räumen befinden? Eine Täuschung, durch das Mondlicht bewirkt, war nicht möglich, da sich die erleuchteten Fenster von den übrigen deutlich unterschieden. Jetzt ließen sich sogar die Umrisse einer Gestalt erkennen, die langsam vorüberging. Herr Wachsmuth athmete kaum noch, er starrte regungslos nach dem Hause. Die Gestalt ging zum zweiten Male an dem Fenster vorüber, und Jakob glaubte bemerkt zu haben, daß sie einen sehr dicken Kopf mit struppigen Haaren hatte. Er fühlte, daß seine eigenen Haare sich

emporsträubten und daß ihm ein kalter Schauder durch den Körper rieselte. Sollte David, der Kammerdiener, sich in dem verlassenen Zimmer zu schaffen machen? Noch erschöpfte sich der Beobachter in Vermuthungen, als er die Stimme des Kammerdieners unten vor dem Hause hörte; er sprach mit dem Koche, dessen tiefer Baß ihm antwortete. Von den Domestiken konnte sich demnach keiner dort oben befinden, und der Gärtner wohnte in einem Stübchen des Nebengebäudes. Die Sache ward höchst bedenklich. Gestern die Erscheinung im Treibhause, heute das Licht in den unbewohnten, seit lange verschlossenen Zimmern — es läßt sich denken, daß dem armen Jakob, dem das Leben so ruhig dahingeflossen war, ein wenig ängstlich um's Herz ward.

— David! rief er mit Anstrengung, um sich durch den Klang der Stimme zu ermuthigen.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

— Sie befehlen, Herr Wachsmuth?

— Komm sogleich zu mir!

— Wo sind Sie?

— Bei der Fontaine.

Man hörte die raschen Schritte David's auf dem Kiessande. Herr Wachsmuth hatte seine Blicke wieder nach den Fenstern gerichtet. Das Licht war verschwunden — die ganze Reihe der Fenster war dunkel.

— Sonderbar! murmelte Herr Wachsmuth.

Eine Minute verfloß; das Licht kam nicht wieder. Die Glocken in der Stadt schlugen zehn. In der nächsten Straße ließ sich das Horn des Nachtwächters hören, dann folgte das allgemeine Wächterlied „Hört ihr Herren und laßt euch sagen."

— Herr, sagte David, es ist sehr kühl; Sie könnten sich einen tüchtigen Schnupfen holen.

— Jakob erwachte aus seinem Sinnen; er fühlte, daß er wirklich ein wenig zitterte.

— Du bist doch mit Feuer und Licht vorsichtig umgegangen, David?

— Gewiß, Herr! murmelte der Kammerdiener. Ich wette, daß kein Fünkchen in dem ganzen Hause glimmt. Valentin hat die Küche geschlossen, er ist zu Bett gegangen. Sämmtliche Lichter sind längst ausgelöscht. Wozu auch brauchen wir Licht, es ist ja heller Mondschein.

Herr Wachsmuth sah noch einmal nach dem dritten Stocke — Alles blieb dunkel. Gern hätte er dem Diener seine Wahrnehmung mitgetheilt; aber ein unerklärliches Gefühl hielt ihn davon ab, vielleicht die Furcht, sich lächerlich zum machen. Es lag ihm daran, sich den Respect bei den Domestiken zu erhalten, und darum durfte es nicht scheinen, als ob er Visionen hätte, wozu

er die weiße Frau in dem Treibhause und den großen Kopf an dem erleuchteten Fenster rechnen mußte, so lange ihm keine Beweise von der wirklichen Existenz jener Wesen gegeben wurden.

— Was befehlen Sie, Herr? fragte David.

— Gehe voran und zünde Licht an, ich werde sogleich folgen.

David murmelte die Bedientenphrase „sehr wohl!“ und entfernte sich. Jakob stand noch zehn Minuten — das Licht blieb aus. Dann und wann blitzten die Strahlen des Mondes aus den Fenstern zurück, sonst ließ sich an dem Hause Nichts wahrnehmen.

— Ich bin dreiundsechzig Jahre alt, murmelte er, den Rückweg antretend; da kann ich mich wahrhaftig nicht wundern, wenn meine Augen schwach werden. Aber meine Leute dürfen es nicht merken; der Teufel traue dem Bedientenvolke, es benutzt jede Schwachheit des Herrn.

Als er sein Zimmer betrat, brannte die Kerze auf dem Tische.

— Schließe die Hausthür, dann entkleide mich.

Der Kammerdiener kam dem Befehle nach. Dann leistete er seinem Herrn für heute den letzten Dienst. Eine Viertelstunde später zog Herr Wachsmuth die seidene Schlafmütze über die Ohren und legte sich in sein Eider-

dunnen-Bett, das in einem reizenden Alkoven mit gepolsterten Wänden stand. David kam mit der Bibel und setzte sich an den Marmortisch, um, der Gewohnheit gemäß, so lange vorzulesen, bis sein Herr eingeschlafen war. Jakob meinte, es sei gut, sich unter erbaulichen Betrachtungen vom Schlafe überraschen zu lassen, denn das Wort der Schrift besitze die magische Kraft, böse Träume zu verscheuchen. Ehe der Diener, der eine große Hornbrille auf der Nase befestigt hatte, zu lesen begann, sagte der Herr:

— David, man meint zwar, der Mensch könne sich an Alles gewöhnen; aber es muß doch nicht so sein.

— Warum? fragte David, indem er über die Brille hinweg nach dem Bette schielte.

Da Jakob die weiße Nachtmütze bis über die Ohren herab- und die Decke des Betts bis unter das Kinn heraufgezogen hatte, so war von seiner ganzen Person Nichts als Augen, Nase, Wangen, Kinn und Mund zu sehen.

— Ich habe geglaubt, antwortete der Mann im Bette, daß mehr als dreißig Jahre genügen würden, um mich an ein zurückgezogenes Leben zu gewöhnen, aber seit einiger Zeit wird mir in diesem großen Hause mitunter unheimlich.

— Lieber Herr, dem wird bald abgeholfen sein! meinte David.

— Wie?

— Sie dürfen die weiten Räume durchaus nicht leer stehen lassen.

— Was soll ich hineinbringen?

— Die Wohnungsnoth ist groß in der Stadt — vermiethen Sie den dritten Stock.

— Oh, oh, rief Jakob. Das ist ein schöner Vorschlag.

— Ich verpflichte mich eine anständige Familie zu schaffen, die gut bezahlt. Damit üben Sie ein gutes Werk.

— Sprich nicht von solchen Dingen, David; in Familien giebt es Frauenzimmer, und Du weißt, daß ich diese Geschöpfe nicht leiden mag. Ich habe mein Haus und mein Grundstück lieb, das weißt Du; es kommt mir schwer an, einen Quadratfuß Landes davon abzutreten — aber wenn ich wüßte, daß ein weibliches Wesen unter meinem Dache wohnte, ich würde Alles um einen Spottpreis verkaufen und mir ein anderes Fleckchen suchen, wo ich in stiller Abgeschiedenheit leben könnte.

Der Kammerdiener wollte zu lesen beginnen; da richtete sich Herr Wachsmuth, wie von einem Gedanken ergriffen, plötzlich empor.

— David, fragte er, wie kommt es, daß Du mir heute solche Vorschläge machst?

— Wie das kommt, Herr? murmelte der Diener.

— Du kennst meine Ansichten, meine Gewohnheiten, hast mir nie ähnliche Zumuthungen gestellt.

— Oh, Herr Wachsmuth, das ist sehr natürlich: Sie haben ja auch nie geäußert, daß Ihnen unser Haus unheimlich vorkäme. Wenn ich Ihnen den Vorschlag machte, so geschah es, weil ich kein anderes Mittel wußte. Je mehr Menschen in einem Hause wohnen, je gemüthlicher ist es darin.

— Lies', David, lies'! sagte Jakob, der sich langsam in die Kissen zurücklegte. Man wird alt, und mit dem Alter kommen die Grillen — es ist ja auch nur eine Grille, die mich mein schönes Haus unheimlich finden läßt.

— Ja, das Alter, Herr Wachsmuth! murmelte David mürrisch. Es ist doch ein sonderbares Ding mit dem Alter. Auch mir kommen mitunter Gedanken, die mir früher nicht eingefallen sind.

— Zum Beispiel? fragte Jakob.

— Wenn ich mein weißes Haar und meine Runzeln im Gesicht betrachte, so frage ich mich: zu welchem Zwecke hast Du bis jetzt in der Welt gelebt? Du hast gegessen, getrunken, geschlafen, einen Tag wie den



andern Deinen Herrn bedient, dafür einen schönen Lohn erhalten, der in lauter blanken Thalern und Goldstücken in meinem Schranke liegt ...

— Aber David, ist das nicht genug? Wieviel Menschen giebt es, die sich wie die Thiere plagen, und dennoch kaum das liebe Brod davon haben. Mir scheint, Dir ist ein günstiges Loos zutheil geworden. Sei nicht undankbar gegen das Schicksal, das Dich zu meinem Kammerdiener gemacht hat. Wer sorglos leben und Summen in seinen Schrank legen kann, hat sich wahrlich nicht zu beklagen.

— Sie haben Recht, Herr Wachsmuth; aber nun kommt noch eine Frage, die sich mir bei dem Anblicke meines alten Kopfes aufdrängt, und mehr noch, wenn ich nach Ablauf eines Vierteljahres neues Geld dem alten hinzufüge.

— Nun, was ist denn das für eine Frage?

— Dann frage ich mich: wenn Dir der Herr über Leben und Tod die Augen zudrückt — was über Nacht geschehen kann — wem fällt das schöne Geld zu, das Du in einer Reihe von Jahren zusammengescharrt hast? Da liegt nun der Lohn Deines Mühens — wem kommt er zu Gute? Fremden Menschen, die ich nie gesehen habe. Den Gerichten, die sich einstellen, um den Nachlaß zu reguliren. O wie wird man lachen über den

dummen David, der für Fremde gearbeitet und gespart hat. Bin ich nun todt, so läßt man mich begraben, höchst einfach, damit es keine Kosten verursacht; die Gerichte nehmen mein Geld, die Sache ist abgemacht, und von dem dummen David spricht kein Mensch mehr. Sehen Sie, Herr Wachsmuth, Ihnen kommt das Haus unheimlich vor — mir mein Geldschrank, weil ich weiter Nichts besitze. Das sind Ansichten, die das Alter mit sich bringt. Und wenn ich bedenke, daß ich noch älter werde, daß sich mir immer noch mehr solcher Fragen aufdrängen, daß meine zunehmende Schwäche einer Stütze bedarf — Herr Wachsmuth, es bleibt doch eine wunderliche Geschichte. In zehn Jahren sind wir Mitte der Siebziger — nun stellen Sie sich einmal vor, was wir alle, die wir hier beisammen wohnen, beginnen sollen. Sie, Peter der Gärtner, Valentin der Koch und ich — brauchen wir nicht Alle einer jungen Stütze? Dann müssen wir fremde Menschen nehmen, und diese lassen sich tüchtig bezahlen.

Eine Pause trat ein. David wischte seine Brille noch einmal ab, und Herr Wachsmuth sah starr auf die Decke.

— Du hast ganz wahr gesprochen, murmelte der Letztere endlich; aber wer die Menschen kennt, wie ich sie kenne, bleibt ihnen fern, so lange es irgend geht

Glücklich der, der unabhängig von Andern leben kann. Es giebt keine Freundschaft, keine Liebe. Alle Regungen in der menschlichen Brust werden von Eigennutz bedingt.

— Ueber diese Ansichten! murmelte David. — Sie müssen auch Ausnahmen gelten lassen.

— Es giebt in dieser Beziehung nur eine Regel.

— Herr, nehmen Sie mich wenigstens aus. Sie wissen, ich besitze ein hübsches Sümmchen; aber freiwillig würde ich mich nicht von Ihnen trennen. Kann ich eigennützig sein, der ich nicht weiß, was ich mit meinem Gelde anfangen soll? Und ebenso steht es mit Peter und Valentin.

— Die Gewohnheit fesselt Euch an mich!

— Also doch kein Eigennutz!

Herr Wachsmuth richtete sich noch einmal empor.

— Höre, David, sagte er in einem strengen Tone, Du sprichst diesen Abend von Alter und Tod — ich glaube, Du willst mich im Auftrage Deiner Kameraden daran erinnern, daß es Zeit ist, mein Testament zu machen! O, ich begreife Deine rührende Rede nur zu gut. Ihr Alle seid zwar so alt, wie ich; aber Ihr hofft doch, mich noch zu beerben.

— Lieber Herr Wachsmuth!

— So ist es, und nicht anders.

— Nein, Sie irren. Ich sprach in der Absicht, wie

ich gesprochen, daß Sie sich Ihre letzten Tage so angenehm als möglich machten. Mögen Sie noch lange leben! Sterbe ich früher als Sie, so erben Sie mein kleines Vermögen, nur um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht warte ...

— Ich brauche Dein Geld nicht! rief Jakob mürrisch.

— Herr Wachsmuth, rief der Kammerdiener lachend, das wäre doch eine närrische Geschichte.

— Was?

— Daß Ihnen das Geld wieder zufiele, welches Sie mir bis jetzt für meine Dienste gezahlt haben. Dann hätten Sie länger als dreißig Jahre einen Bedienten umsonst gehabt. Sehen Sie, Herr Wachsmuth, wäre ich nun eigennützig, so lebte ich den Rest meiner Tage auf meine eigne Faust, ließe mich bedienen und spielte den Herrn. Aber ich bleibe Bedienter, nur um Ihnen meine Anhänglichkeit zu beweisen.

Nun las David ein Kapitel aus der Bibel. Gewöhnlich schlief Herr Wachsmuth, ehe das Kapitel zu Ende war — heute lag er noch mit offenen Augen und gefalteten Händen. David begann ein zweites Kapitel — aber der Schlaf übermannte den alten Mann; er las einzelne Zeilen zweimal oder übersprang mehre, wodurch natürlich das confuseste Zeug zum Vorschein kam — endlich ließ er murmelnd das Haupt auf das große Buch

sinken und schlief. Hier sah man deutlich die Macht der Gewohnheit: David's Zeit zum Einschlafen war gekommen, und er schlief ein. Das war noch nie geschehen, da die alten Leute genau nach der Uhr lebten. Herr Wachsmuth sah mit dem größten Unwillen den Schlafenden.

— Das ist heute ein entsetzlicher Tag! flüsterte er vor sich hin. Die Ordnung in meinem Hause ist ja völlig umgestoßen. Mein Bedienter schläft, und ich wache. He, David; geh' zu Bett!

Er mußte wiederholt rufen, ehe der Alte erwachte.

— Schlafen Sie, Herr Wachsmuth? fragte er erschreckt.

— Ja, ich schlafe. Fort zu Bett!

David nahm die Kerze und verließ, wie er jeden Abend pflegte, leise das Kabinet. Der Schlaftrunkene vergaß die Thür zu schließen. Bei dem Scheine der Nachtlampe bemerkte es der Herr.

— Der Mensch ist nicht mehr zuverlässig, murmelte er. Mein Gott, wie wird es nach fünf bis sechs Jahren in meinem Hause aussehen, wenn die Hinfälligkeit der Domestiken so fortschreitet. Dieser ist zehn Minuten über seine gewöhnliche Zeit bei mir gewesen, und schon schläft er. Was wird er beginnen, wenn er einmal an meinem Krankenbette wachen muß? In diesem Falle

werde ich gezwungen sein, die Hilfe fremder Menschen in Anspruch zu nehmen.

Herr Wachsmuth seufzte tief und schwer. Die offene Thür genirte ihn. David war nicht mehr zurückzurufen, und aufzustehen wagte er nicht, da er fürchtete, er könne sich erkälten. Der Glockenzug befand sich in dem angrenzenden Wohnzimmer — was war nun zu thun? Der Hagestolz ergab sich in sein Schicksal; er versuchte vergebens einzuschlafen, aber die offene Thür, die er verschlossen zu sehen gewohnt war, peinigte ihn. Das große schwarze Loch in der Wand kam ihm unheimlich vor. Gern hätte er sich die Mühe genommen, die Thür zu schließen; aber durfte er es wagen, in die Zugluft zu treten, die aus dem großen Zimmer in das Kabinet strömte? Die Mainacht war kühl, und Jakob hatte keine Lust, sich eine Erkältung zuzuziehen, an deren Folgen er sterben konnte. Der Gedanke an einen Arzt war ihm nicht minder fürchterlich als der an den Tod. Vor zwanzig Jahren hatte er einmal an einem nervösen Fieber darniedergelegen, das der Arzt für die Folge einer Erkältung ausgegeben — mit Schrecken gedachte er jener Zeit. Damals bestand seine kräftige Natur siegreich den Kampf mit der Krankheit; jetzt, in dem vorgerückten Alter, konnte der Ausgang ein anderer sein. Zu diesen Gedanken gesellte sich die Erinnerung an die weiße Frau in dem

Treibhause und an das Licht in dem dritten Stocke des Hauses. Wie gern hätte er mit seinen Leuten darüber gesprochen; aber, wie schon bemerkt, er fürchtete sich lächerlich zu machen, und darum nahm er sich vor zu schweigen. Jakob verbrachte wachend eine traurige Nacht. Er hörte alle Glockenschläge der Thurmuhren und das laute Picken der Pendüle in dem Wohnzimmer. Draußen vor dem Fenster schlug die Nachtigal so unermüdlich, daß Philomelens Gesang ihm lästig wurde. Von Zeit zu Zeit sanken ihm die Augen zu; aber gräßliche Visionen rüttelten ihn wieder aus dem Halbschlummer. Bald sah er die weiße Frauengestalt auf der Schwelle der offenen Thür, bald blitzte ihm ein scharfes Licht an den geschlossenen Augen vorüber. Dann fiel ihm das Expropriationsgesetz wieder ein — tausend Dinge plagten den armen Mann, der müde und matt war, als die Morgendämmerung durch die geschlossenen Vorhänge sich bemerkbar machte.

Es schlug sechs Uhr. David mußte mit dem Schlage kommen; aber er blieb aus.

— Der Mensch ist später zu Bett gegangen, darum schläft er diesen Morgen länger, dachte Jakob ärgerlich.

Er fügte sich in Geduld und wartete. Draußen hörte er die kräftige Stimme seines Gärtners, die den beiden Arbeitern Befehle ertheilte. Gegen sieben Uhr

endlich kam David. Er klagte sich mürrisch an, die Zeit verschlafen zu haben, das käme, meinte er, von der gestörten Ordnung. Der verdrießliche Jakob ließ sich ankleiden, nahm den Kaffee ein, sprach von Unbehaglichkiet und ging in den Garten. Er machte die Runde und kam zu dem Treibhause, dessen Fenster bereits geöffnet waren. In dem duftenden Raume zeigte sich Nichts, das seine Aufmerksamkeit erregen konnte. Der Gärtner war nirgends zu sehen. Er ging nach der Fontaine zurück, die schon längst kein Wasser mehr ausstrahlte. Von hier aus konnte er den dritten Stock des Hauses beobachten. Die junge Morgensonne blitzte in den trüben Scheiben der geschlossenen Fenster. Jakob zählte und fand das Fenster, hinter dem er Licht und den großen Kopf gesehen hatte. Es mußte doch wohl eine Täuschung gewesen sein, denn Alles befand sich in der gewöhnlichen Ordnung. Schon wollte er weiter gehen, als er sah, daß sich ein Fensterflügel öffnete und die weiße Frauengestalt erschien, die sich über die Brüstung neigte, den Kopf in die Hand stützte und ruhig die Wipfel der Bäume betrachtete. Jakob erstarrte zur Bildsäule; er erkannte dasselbe reizende Lockenköpfchen, das er in dem Treibhause gesehen. Diesmal blieb ihm Zeit genug sich zu überzeugen, daß die Erscheinung in dem Fenster keine Vision sei. Die schlaflos verbrachte Nacht hatte ihn zwar

völlig abgespannt, er fühlte selbst ein leises Frösteln in den Gliedern — aber schon länger als fünf Minuten hatte er dasselbe Bild vor sich, obgleich er Stirn und Augen rieb. Das junge Mädchen verließ das offene Fenster und verschwand.

— Also befindet sich wirklich eine Frauensperson in meinem Hause! murmelte Jakob, der immer noch das Haus anstarrte.

Ein neuer Schrecken bemächtigte sich seiner. An das offene Fenster trat eine schwarze Frau; trotz der Entfernung ließ sich erkennen, daß sie älter, als die erste, aber von großer Schönheit war. Auf dem dunklen, schlicht gescheitelten Haare trug sie ein weißes Häubchen mit schwarzen Bändern, die von dem Morgenwinde bewegt wurden, während sie über den Park hinwegsah.

— Noch ein Weib! murmelte Jakob. Großer Gott, ist denn mein Haus ein Nonnenkloster geworden? Das ist nicht möglich, mein Auge muß mich täuschen. Aber da steht ja noch das schwarze Weib — jetzt fährt es mit einem weißen Tuche über das Gesicht, es starrt die Wolken an! — Diese Wesen erscheinen mir in allen Farben. Wenn das nicht Wirklichkeit ist, so bin ich närrisch geworden. Jetzt bewegt sie sich, sie tritt zurück — wahrscheinlich hat sie mich gesehen.

Jakob verblieb in seiner Stellung. Noch war die

Reihe der Erscheinungen nicht beschlossen: ein altes Mütterchen mit schneeweißem Haare trat an das offene Fenster; es trug eine graue Mütze mit weißen Spitzen und ein hellgraues Tuch, das den ganzen Oberkörper einhüllte.

— Mein Gott, mein Gott, erhalte mir den Verstand! rief Herr Wachsmuth laut aus. Da kommt auch noch ein altes Weib! Alle Lebensstadien befinden sich unter meinem Dache!

Das Haar sträubte sich ihm bei dem Gedanken empor: wenn das räthselhafte Wesen sich in diesen drei Gestalten zeigte! Ueber diesen Punkt sollte er nicht in's Klare kommen; das Mütterchen schloß das Fenster und die Erscheinung war vorüber. Das ging denn doch ein wenig zu weit — drei Frauen unter dem Dache eines Hagestolzen! Drei Frauen verschiedener Farben, verschiedenen Alters! Und ohne die Erlaubniß des Herrn und Besitzers. Jakob sah noch einmal nach dem Fenster — es war geschlossen.

In einem Anfalle von Wuth betrat er das Zimmer. Er zog die Glocke, als ob das Haus in Flammen stände. David, der lange Kammerdiener, erschien nicht sogleich.

— Der Elende! murmelte Herr Wachsmuth. Es unterliegt keinem Zweifel: er weiß um die Geschichte, die man hinter meinem Rücken spielt. Knorr hat Recht, das Haus ist zu groß, ich kann es nicht übersehen. Durch

den Schornstein sind die Weiber nicht in das Haus gefahren, es muß ihnen Jemand die Thür geöffnet haben, und dieser Jemand ist David. Ich kann mich auf meine Leute nicht mehr verlassen, sie sind schlecht und falsch wie alle andern Menschen. Das Gesindel wird mich noch ermorden, um zu meinem Gelde zu gelangen. Ich lebe ihm viel zu lange.

Er zog so heftig an der Klingelschnur, daß sie zerriß.

Da trat der lange David ein, außer Athem, bleich und zitternd.

— Hast Du mein Rufen nicht gehört? donnerte ihn Jakob an.

— Nein, nein, Herr!

— Wo warst Du?

— Ach, Herr Wachsmuth, was ich befürchtet, ist eingetroffen! stammelte der Kammerdiener.

Jetzt bemerkte Jakob das bleiche Aussehen David's, der zitternd vor ihm stand. Die traurige Verfassung des langen Menschen besänftigte seinen Zorn.

— Mensch, Du erschreckst mich; was ist denn geschehen?

— Ach, Herr, der arme Valentin, unser Koch . . .

— Entsetzlicher, Du spannst mich auf die Folter, Du mordest mich! Heraus mit der Sprache!

— Herr Wachsmuth, unser Valentin . . .

David konnte vor Schluchzen nicht weiter reden.

— Mein Gott, was ist denn mit Valentin? fragte Herr Wachsmuth kleinlaut.

— Ich komme vorhin in die Küche, um Ihr Gabelfrühstück zu holen, da liegt der arme Mensch todt an dem Boden.

— Todt? Todt?

— Der Schlag muß ihn getroffen haben. Ich habe ihn mit Essig besprengt — er ist und bleibt todt!

— Unmöglich, unmöglich! murmelte Jakob, der sich die Stirn rieb, denn er fühlte ein wenig Kopfschmerz, den die verschiedenartigen heftigen Gemüthsbewegungen bewirkt.

— Ueberzeugen Sie sich, mein lieber Herr.

— Ich kann keine Leiche sehen.

— Aber Sie müssen sich doch überzeugen ...

— Hole einen Arzt, vielleicht kann ihn die Kunst in das Leben zurückrufen.

David wollte fort.

— Halt! rief Herr Wachsmuth, der nicht minder bleich geworden war als sein Kammerdiener. Du darfst das Haus nicht verlassen, mußt bei mir bleiben. Peter soll den ersten besten Arzt und den Advokaten Knorr holen. Wohin, David?

— In den Gemüsegarten, um dem Peter Auftrag

zu geben. Ich gehe rasch, in zwanzig Minuten werde ich zurückgekehrt sein.

— Bleibe bei Valentin; ich werde selbst gehen.

Herr Wachsmuth verließ eilig das Haus. Er suchte den Gärtner auf und schickte ihn ab. Eine halbe Stunde verfloß dem armen Manne langsam unter der peinlichsten Erwartung. Da erschienen der Arzt und der Advokat zugleich. Alle, außer Jakob, der keine Leiche sehen konnte, gingen zu dem Koch. Nach kurzer Zeit traten die fremden Herren in das Wohnzimmer. Der Doctor erklärte, Valentin sei vom Schlage getroffen und menschliche Kunst zu schwach, um einen Todten in das Leben zurückzurufen. Bei der außerordentlichen Corpulenz des Mannes könne man sich über den jähen Zufall nicht wundern. Der Advokat, der zugleich vereidigter Notar war, nahm das Gutachten des Arztes zu Protokoll und versprach dafür zu sorgen, daß der Verblichene in das Hospital geschafft würde. Herr Wachsmuth war so erschüttert, daß er für den Augenblick die Frauengeschichte darüber vergaß. Sein Groll gegen David war verschwunden, er pries sich glücklich, daß er den langjährigen Diener unter den traurigen Verhältnissen in seiner Nähe hatte. Der Tod war einmal in sein Haus eingezogen, er konnte leicht unter den alten Leuten noch ein Opfer fordern. Wen dies traurige Loos wohl zunächst

trifft? fragte sich Jakob schaudernd. Mit einer Art Genugthuung betrachtete er den langen, hagern David, indem er sich sagte, daß diesen der Schlag sicherlich nicht treffen würde.

Um Mittag meldete David, daß man den Valentin fortgeschafft habe.

— Gott habe ihn selig! sagte Herr Wachsmuth.

Dann faltete er die Hände und murmelte ein Vaterunser. Der Kammerdiener wollte den Tisch decken.

— Unnütz, sagte Jakob; mir ist der Appetit vergangen. Ich kann die Speisen nicht genießen, die sich zuletzt unter der Hand des Todten befunden haben.

Der Advokat erschien wieder. Er reklamirte das Vermögen des Verstorbenen.

— Wozu? fragte Herr Wachsmuth.

— Die Behörden suchen die Verwandten des Verstorbenen zu ermitteln; finden sich keine, so nimmt der Staat das Vermögen. Ein Testament ist nicht vorhanden?

Niemand wußte von einem solchen. Valentin hatte weder an den Tod noch an ein Testament gedacht. Der Notar nahm also des Kochs Hinterlassenschaft, die aus zweitausend fünfhundert Thalern und einigen Werthsachen bestand, mit sich.

So viel jähe Veränderungen mußten den armen Jakob aus seiner Ruhe emporschrecken; er fragte sich,

was wird geschehen, wenn Du plötzlich aus dem Leben scheidest? Man wird vergebens nach legitimen Erben forschen und der Staat nimmt das ganze Vermögen, das Du jetzt mit großer Aengstlichkeit zusammen zu halten suchst. Er seufzte tief und schwer. Der Begriff von der Vergänglichkeit alles Irdischen hatte sich ihm noch nie so klar aufgedrungen, als heute. — Gegen Abend trat David zu seinem Herrn in das Zimmer. Der lange Mann hatte geweint.

— Herr Wachsmuth, sagte er, es kommt mir recht leer in unserm Hause vor. In der Küche, in der Speisekammer ist es still und schaurig wie in einem Grabe. Der gute Valentin fehlt überall.

— Er fehlt auch mir, sagte traurig der Hagestolz. Mir ist, als ob ich einen nahen Verwandten verloren hätte.

— Du lieber Gott, murmelte der Kammerdiener, wer weiß, wie lange wir noch zu leben haben!

— Ja, wer das wüßte! seufzte Jakob.

— Nun sind wir noch unserer drei im Hause. Wer soll die Küche versehen?

Herr Wachsmuth hatte eine Zeit lang nachgedacht. Plötzlich sagte er:

— David, wir sind an einander gewöhnt.

— Ja, Herr, das sind wir. Man merkt das erst

recht, wenn Jemand ausscheidet. Ich muß weinen, so oft ich an der Küche vorübergehe.

— Wie wäre es, wenn wir mit dem fürlieb nähmen, was Du kochtest?

— O, Herr, ich würde Ihnen eine schöne Sudelei vorsetzen. Nein, das geht nicht.

— Es wird schon gehen, David!

— Demnach sollen wir uns noch mehr einschränken, sollen die wenigen Tage, die uns der Herr noch schenkt, kümmerlicher als je verleben — nein, darauf kann ich nicht eingehen. Soll mein Geld in der Kiste rosten? Oder soll ich für Leute sparen und darben, die ich nicht kenne?

— Du hattest ja doch Verwandte?

— Einen Bruder, von dem ich nicht weiß, ob er noch lebt und wo er sich aufhält. Herr Wachsmuth, Sie gehen wahrhaftig zu weit; fast scheint es mir, als ob Sie menschenscheu wären. Der Koch muß ersetzt werden, oder — so schwer es mir auch fällt — wir müssen uns trennen.

Jakob fuhr erschreckt auf.

— David, Du kannst von Trennung sprechen? Das war ein hartes Wort. Ich sehe, Du hast keine Liebe zu Deinem Herrn, der Dir stets ein Freund gewesen ist.

Verhandeln wir denn: willst Du einen größeren Lohn haben.

— Nein!

— Was willst Du denn?

— Eine Köchin, Herr, die für uns alte Leute sorgt.

— Eine Köchin? Mensch, bist Du von Sinnen!

— Es muß eine weibliche Hand in unserm Hause walten, sonst ist es darin nicht auszuhalten. Wir haben gute Pflege, wenn wir krank werden — und wahrlich, ich fühle, daß mir eine Krankheit in den Gliedern liegt. Der Schrecken von diesem Morgen wird auch für Sie nicht ohne Folgen bleiben.

— Wohl wahr, dachte Jakob; mir ist heute ganz sonderbar zu Muthe.

— Versuchen Sie es, Herr! bat David.

Eine lange Pause trat ein. Herr Wachsmuth fühlte sich wirklich von einem leichten Fieberfroste geschüttelt. Der Schrecken und die Unterbrechung seiner täglichen Gewohnheiten hatten ihn krank gemacht. Er bedachte, daß er sich völlig fremden Menschen anvertrauen mußte, wenn David seinen Vorsatz ausführte. Der lange Kammerdiener sah so angegriffen und mürrisch aus, daß ihm Alles zuzutrauen war.

— David, sagte der Hausherr kleinlaut.

— Herr Wachsmuth?

— Glaubst Du denn, daß wir eine gute Köchin bekommen werden?

— Ich stehe dafür! Ich schaffe ein junges Mädchen das Ihnen wie eine Tochter ergeben ist.

— Ein junges Mädchen?

— Ja, Herr. Es ist eine Waise, ein hübsches, braves Kind. Versuchen Sie es mit ihr — entspricht sie unsern Erwartungen nicht, nun so schicken wir sie wieder fort.

— Wer ist sie?

— Eine ferne Verwandte unserer Wäscherin. Ich habe sie schon einigemal unterstützt.

— Nun, David, da es denn einmal sein muß — stelle mir das Mädchen vor — morgen, übermorgen!

— Das kann gleich geschehen. Wilhelmine wohnt nicht weit von hier, sie mag kommen und uns das Abendessen bereiten.

Jakob winkte seine Zustimmung, er konnte kaum noch sprechen. David ging.

— Man setzt mir das Pistol auf die Brust, dachte Herr Wachsmuth; Verhältnisse und Menschen scheinen sich gegen mich verschworen zu haben. Gott gebe, daß es gut geht. Ach ja, ich fühle selbst, daß ich eine Veränderung vornehmen muß, und wenn David dabei gut fährt, so wird es ja wohl auch mir nicht schaden.

Der Abend war schön. Die letzten bleichen Strahlen fielen schräg durch die großen Fensterscheiben in das Zimmer. Jacob fest in seinen Schlafrock eingehüllt, saß in dem weichen Sopha und dachte über die Richtigkeit aller irdischen Dinge nach, als plötzlich die Thür geöffnet ward. David steckte seinen langen Hals durch die Spalte der halbgeöffneten Thür.

— Herr Wachsmuth! rief er leise.

— Nun?

— Wilhelmine ist da.

— Schon? murmelte Jacob. Sie mag eintreten!

Wie lange hatte er kein Frauenzimmer empfangen außer der alten Wäscherin! Es stand ihm jetzt ein seltener Besuch bevor. Man kann sich nicht wundern, wenn der alte Herr ein wenig befangen ward. In einer ängstlichen Spannung erwartete er die nächsten Augenblicke.

Endlich trat David ein; er führte ein junges Mädchen an der Hand, das ihm zwar nicht mit Widerstreben, aber schüchtern folgte. Es trug ein schlichtes Kleid von schwarzem Merino; die ganze Toilette verrieth, daß es trauerte. Das dünne schwarze Umschlagetuch hing nachlässig über die züchtig verhüllten Schultern. Der Kopf mit dem vollen braunen Haare war unbedeckt. Die einfachen Kleider schlossen eine zarte, elegante Gestalt ein. Wie blühend, schön und ausdrucksvoll war das jugend=

liche Gesicht des Mädchens, das vielleicht achtzehn Jahre zählen konnte. Eine zauberische Anmuth lag in der ganzen Erscheinung. Jacob sah erstaunt seinen Kammerdiener an, als ob er fragen wolle: ist das die künftige Köchin?

Wilhelmine trat gesenkten Blickes in die Mitte des Zimmers und verneigte sich vor dem alten Herrn. Es ließ sich nicht verkennen, daß sie mit einer großen Befangenheit kämpfte. Bei dem Anblicke des lieblichen Kindes bemächtigte sich Jacob's eine seltsame, weiche Stimmung; es war lange her, daß er ein solches Frauenantlitz gesehen hatte. Die reinen Züge desselben erweckten schmerzlich freudige Erinnerungen. Auch unser Hagestolz hatte Jugenderinnerungen, Erinnerungen, die ihn von Zeit zu Zeit beschlichen, um ihn von einer fernen Vergangenheit träumen zu machen.

— Jungfer Wilhelmine ist geneigt, in Ihre Dienste zu treten, Herr Wachsmuth, begann David; sie ist mit der Hälfte des Lohnes zufrieden, den Sie unserm Koch gezahlt haben. Die nöthigen Verabredungen sind bereits getroffen, es handelt sich nur noch um Ihre Genehmigung.

— Besitzt Demoiselle auch Erfahrung genug? fragte Jacob, um Etwas zu fragen.

— Sorgen Sie nicht, mein lieber Herr, antwortete



Wilhelmine mit sanfter Stimme; ich habe Gelegenheit gehabt, den Haushalt genau kennen zu lernen.

— Bewähren Sie sich in dem Zeitraume von vierzehn Tagen, so schließen wir einen längeren Contract ab. David, Du wirst die Anordnungen treffen, die erforderlich sind.

— Folgen Sie mir, Wilhelmine, ich werde Ihnen die Schlüssel übergeben.

Wilhelmine verabschiedete sich durch eine anmuthige Verbeugung und verließ mit dem langen Kammerdiener das Zimmer. Der alte Herr sah noch lange nach der Thür.

— Seltsam, seltsam! murmelte er vor sich hin. Mir ist, als ob ich diese Züge schon gesehen hätte. Ich kann nicht leugnen, daß sie einen guten Eindruck auf mich gemacht haben; sie versetzen mich in eine Zeit zurück, in der ich einmal sehr glücklich war. Könnte ich mich ihrer doch ohne Schmerz erinnern, mein Alter würde mir vielleicht noch einige Freude bereiten. Man sagt, die Erinnerung mache wieder jung!

Er stand auf, ging in sein Schlafkabinet und öffnete dort einen Secretär von schwerem Mahagoniholze. Aus einem verborgenen Fache desselben holte er ein Kästchen von schwarzem Ebenholze hervor; die Ecken dieses Kästchens waren mit starkem Silber beschlagen, offenbar mehr

der Sicherheit als des Zierraths wegen. Mit einem zierlichen Stahlschlüssel, den er an der Uhrkette trug, öffnete er das Schloß des Kästchens, schlug den Deckel zurück und betrachtete den Inhalt, der aus zwei goldenen, mit Saphiren geschmückten Ohrgehängen, aus einem Halsbande von schwarzen Perlen, aus einer Armspange mit Diamanten und einem kleinen unscheinbaren Goldringe bestand. Schmerzlich lächelnd betrachtete er einige Minuten diese Kostbarkeiten, deren Form andeutete, daß sie einer fernen Zeit angehörten. Plötzlich überzog sein Gesicht eine Wolke des Mißmuths, er schlug hastig den Deckel zu und verschloß das Kästchen in den Secretär. Die Hände auf den Rücken gelegt, ging er rasch in dem Kabinette auf und ab.

— O, es war doch ein schändlicher Streich! murmelte er vor sich hin. Hinweg, hinweg, ich werde Alles zu vergessen suchen! Ich hätte längst die Erinnerung verbannen sollen!

Nach einer Viertelstunde trat David ein. Der lange Kammerdiener, der seinen Herrn studirt hatte, erkannte sofort die Stimmung desselben. Er beschloß, sie zu benützen.

— Herr Wachsmuth, unsere neue Köchin hat ihr Regiment in der Küche bereits begonnen.

— Gut, David.



— Mir ist ein ein wenig leichter um's Herz geworden, seitdem ich das Feuer prasseln und das Geräusch geschäftiger Hände höre.

— Wenn's nur keine Weiberhände wären! grollte der Alte.

— Weiberhände, Herr, sind sanft, und wir bedürfen solcher Hände. Das Alter will gepflegt sein.

Herr Wachsmuth blieb stehen, und sah den Diener an.

— David, Du hast nicht wohlgethan, mir ein Mädchen in das Haus zu bringen. Ich werde mich nie an die Nähe eines solchen Wesens gewöhnen können, wenn ich mir auch noch so viele Mühe gebe.

— Gefällt Ihnen Wilhelmine nicht?

— Ich habe noch kein Urtheil.

— Sie ist glücklich, daß sie endlich ein gutes Unterkommen gefunden hat.

— Du hast mir noch Nichts über ihre Familie gesagt, David.

— Herr Wachsmuth, Wilhelminen's Familiengeschichte ist eben so kurz als traurig. Wie ich bereits gesagt, ist sie eine Verwandte unserer Wäscherin, bei der ich sie kennen lernte. Die gute Frau, eine Wittwe, hat selbst neun lebendige Kinder, die sie durch ihrer Hände Arbeit ernähren muß. Das ist doch fürwahr keine Kleinigkeit in jetziger Zeit. Aber Frau Former nahm dennoch die

Tochter ihrer Schwester, Wilhelminen nämlich, zu sich. Hände zur Arbeit brauchte sie nicht mehr, denn es sind schon fünf Mädchen vorhanden, die waschen, plätten und stricken. Wilhelmine fühlte, daß sie in der armen Familie das Gnadenbrot genoß . . .

— Warum hat sie keinen Dienst gesucht?

— Herr, sie hat ihn gesucht, und jetzt gefunden. Ihre Mutter war mit einem Kaufmanne in H. verheirathet; der Mann speculirte mit dem Gelde Anderer, wie das so häufig der Fall ist, machte einen betrügerischen Bankerot, und erhängte sich in dem Schuldgefängnisse. Die Gläubiger nahmen unerbittlich Alles, was da war, und die Wittwe, die arm zu ihrem Manne gekommen — das wußte man — behielt Nichts als das, was sie auf dem Leibe trug. Nun denken Sie, Herr Wachsmuth, das Elend! fuhr David mit vor Rührung zitternder Stimme fort. Die Wittwe hatte zwar noch eine hochbetagte Mutter; diese aber bezog eine so geringe Pension, daß sie allein kaum davon leben konnte. Es hat einen harten Kampf gekostet, ehe sich die Frauen trennen konnten, die sich innig liebten und in den glücklichsten Verhältnissen gelebt hatten. Aber die Noth that einen Machtspruch: Wilhelmine ging zu der Wäscherin, und ihre Mutter zu der alten Großmutter. So haben nun die armen Leute gedarbt und sich gekümmert, denn

sie waren zu stolz, um Almosen anzunehmen. Das ist die Geschichte.

— O, Freund David, die Geschichte ist noch nicht aus! rief Herr Wachsmuth, der seine Bewegung durch Heftigkeit zu verbergen suchte. Mir scheint, es muß noch ein zweiter Theil kommen, der für mich interessanter ist, als der erste. Wo wohnt denn jetzt die Familie, die Du unter Deinen Schutz genommen hast?

David ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er antwortete ruhig:

— Ja, es giebt allerdings noch einen zweiten Theil.

— Erzähle ihn.

— Sie wollen es, gut. Die beiden Frauen also bewohnten ein sehr bescheidenes Stübchen in unserer Straße. Der Zins dafür verschlang die Hälfte des kleinen Wittwengehaltes. Herr, Sie sind nicht viel mit den Menschen in Berührung gekommen, Sie wissen nicht, wie unbarmherzig die Hausbesitzer verfahren, die jedes Loch eine Wohnung nennen und sich theuer bezahlen lassen. Auch unsre beiden Frauen hatten unter der Häuserspeculation, die wie ein Fieber wüthet, zu leiden; die Besitzerin des Hauses, in dem sie still und eingezogen wohnten, war eine Wittwe, aber, Herr Wachsmuth, was für eine Wittwe!

— Nun? fragte Jakob mit gesteigertem Interesse.

— Die Wittwe eines Kaufmanns, der durch Accorde und Bankerotte reich geworden. Das Weib besitzt mehre Häuser — aber es schämte sich nicht, der Großmutter Wilhelminen's zu sagen: Madame, wenn Sie nicht noch einmal so viel Zins zahlen, als Sie bis jetzt gezahlt haben, so verlassen Sie mein Haus. Das konnte die alte Dame nicht; sollte sie ihren ganzen Wittwengehalt nur für die Wohnung verausgaben? Da half kein Bitten, kein Flehen; entweder zahlen oder ausziehen.

Herr Wachsmuth war sehr erregt geworden.

— Die armen Leute hätte das Letztere wählen sollen! rief er zornig.

— Sie wählten es, und suchten eine neue Wohnung; aber wo sie auch anfragten, man forderte Preise, die sie nicht zahlen konnten. Die gräßliche Wittwe hatte über die Wohnung verfügt und sie anderweit vermiethet. Der entscheidende Termin rückte heran, und die Großmutter hatte noch eine neue Wohnung nicht gefunden. Da kam das Gericht auf Antrag der Wittwe, und setzte die beiden Frauen auf die Straße, unter Gottes freien Himmel.

— David, David, geht denn das unter einer christlichen Bevölkerung?

— O, Herr, es geht noch mehr in unserer lieben Stadt. Wären die beiden Frauen nun hiesige Bürgersleute gewesen, so hätte man sie in eine Art Spital ge-



bracht, aber sie waren ja Fremde, und darum sagte man ihnen: können Sie nicht selbst für sich sorgen, so verlassen Sie binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt, und gehen Sie nicht freiwillig, so transportirt man Sie.

— Unerhört! Und daran ist die hartherzige Wittwe schuld?

— Keine Andere, Herr Wachsmuth!

— Die Frauen arten in Ungeheuer aus, das ist bekannt!

— Ein Mann ist dessen nicht fähig — nicht wahr, Herr Wachsmuth?

— Nein, ein Mann besitzt Herz und Charakter. Die gräßliche Wittwe müßte die Gesellschaft von Rechtswegen vertreiben. David, man müßte alle Weiber zum Henker jagen!

— Dann, lieber Herr, hätte man ja auch die beiden armen Frauen zum Henker gejagt, die schutzlos unter Gottes freiem Himmel standen. Nein, man muß billig sein und die Personen berücksichtigen. So wie es nicht lauter gute Männer giebt, so giebt es auch nicht lauter schlechte Frauen.

— Was wurde nun aus den beiden Vertriebenen?

— Sie flüchteten zunächst zu der Wäscherin. Du lieber Gott, da war nicht ein Plätzchen mehr zum Sitzen, geschweige denn zum Schlafen. Ein Geschäft führte mich

an jenem Tage zu unserer Wäscherin. Die rathlosen Frauen wandten sich an mich und baten um Hülfe. Herr Wachsmuth, ich dachte an unsere dritte Etage, in der das Ungeziefer sein Wesen treibt, ohne daß man es hindert. Sie haben das Benehmen der scheußlichen Wittwe verdammt —

— Ah, Herr David, rief Jakob, demnach hast Du Dir die Freiheit genommen, auf meine Kosten und ohne mein Wissen einen Akt der Wohlthätigkeit zu üben?

— Ja, lieber Herr.

— Das ist viel!

— Ohne Widerrede, Herr Wachsmuth.

— Du kennst meine Grundsätze in dieser Beziehung.

— Sie wissen, daß ich ein Menschenalter hindurch Ihr treuer Diener war . . .

— Und darum hättest Du wissen müssen . . .

— Verzeihung, Herr Wachsmuth, wenn ich mich von dem Augenblicke hinreißen ließ. Ach, Sie hätten nur das Elend der Frauen sehen sollen. Ich habe also zwei Zimmer in Ihrem dritten Stocke vermiethet, und wollte, da ich Ihr gutes Herz kenne, einen günstigen Augenblick abwarten, um Sie davon in Kenntniß zu setzen.

— Freund, das ist stark! murmelte der Hausherr.

— Ich weiß es.



— Meine Möbel und meine Zimmer werden also von Frauen benutzt?

— Ja, Herr; aber diese Frauen wissen nicht, daß sie ohne Ihre Erlaubniß wohnen; sie glauben sogar, daß sie Ihre rechtmäßigen Miethsleute sind. Trotz ihrer Armuth haben sie doch einen gewissen Stolz bewahrt...

— Was zahlen die Damen Miethzins?

— Monatlich zwei Thaler.

— Nicht übel, David!

— Herr, die Großmutter bekommt ja nur jährlich fünfzig Thaler Wittwengehalt. Wollen Sie handeln wie jene scheußliche Wittwe, die ...

— Nein, David; aber Du hast Dir zu viel angemaßt, wenn ich auch zugebe, daß Du mein Freund und Diener bist. Ich will glauben, daß Du sehr achtbaren Frauen Deine Hülfe zugewendet hast; aber meine Reputation ist auch zu achten, Freund David. Man kennt die Strenge meiner Sitten und die Regelmäßigkeit meines Lebens — was werden die Leute sagen, wenn sie erfahren, daß Wachsmuth, der Geizhals und Hagestolz, wie sie mich zu nennen belieben, unverheirathete Frauen, und noch dazu drei Stück, unter seinem Dache hat? Die Lästerzungen werden meinen guten guten Ruf zerfleischen, den ich mir so sorgfältig zu bewahren gesucht habe. Man wird mich als einen alten Heuchler ausschreien,

und selbst der Ruf der Frauen wird darunter leiden. Hast Du das Alles bedacht, David?

— Lieber Herr, Sie sehen zu schwarz!

— Schweig, ich kenne die Welt.

— Leute in unserm Alter, Herr Wachsmuth . . .

— Antworte mir, David.

— Fragen Sie, Herr Wachsmuth.

— Wer ist die herzlose Wittwe; welche die armen Frauen vertrieben hat?

— Die Wittwe Müller!

— Jenes bucklige Weib mit dem Kropfe? fragte Jakob überrascht.

— Dieselbe, deren Grundstück an unsern Garten stößt. Der Drache ist in der ganzen Stadt bekannt.

— Hm! Hm! murmelte Jacob. Mit dieser Person will ich doch nicht auf gleicher Stufe stehen. Auf welchem Wege kommen und gehen meine Miethsleute? fragte er laut.

— Sie benutzen die Treppe, die an der Giebelseite in den Garten führt. Durch die Thür in der Mauer, wozu ich ihnen den Schlüssel gegeben, gelangen sie auf die Straße.

— Demnach hat man Alles gut vorbereitet. David, Du bist ein großer Schelm. Geh, und sprich nicht mehr von dieser Angelegenheit. Sorge dafür, daß mir die

Frauen nicht begegnen. Wilhelmine mag ihren Dienst versehen, aber sage ihr, daß sie nur spricht, wenn ich sie frage.

— Soll geschehen, Herr!

David verließ das Zimmer. Dem guten Herrn war eine große Last vom Herzen genommen. Indem er ging, warf er einen Blick in den großen Spiegel, und auf diese Weise konnte er gewahren, wie sein Herr still vor sich hin lächelte und mit den Kopfe nickte, als ob er der Angelegenheit seinen Beifall zollte. David kannte die Gewohnheiten des Alten — er trocknete die Freudenthränen, die über seine durchfurchten Wangen rannen. Als er in die Küche kam, waren zwei Frauen am Heerde beschäftigt. Beide trugen Trauerkleider. Die eine war eine Frau von vielleicht vierzig Jahren; ihr bleiches Gesicht verrieth den kummervollen Kampf, den sie mit dem Leben gehabt. Die zweite war Wilhelmine.

— Es ist Alles gut, Madame! flüsterte David freudig. Die erste Klippe ist überwunden, wir haben gutes Fahrwasser.

— Gebe Gott, flüsterte die Frau, daß Ihr gutgemeinter Plan nicht scheitert.

— Jetzt bürge ich für das Gelingen. O, ich kenne meinen Herrn! Sind die Speisen fertig?

— Ja!

— So decke ich den Tisch. Fräulein Wilhelmine wird serviren helfen.

Herr Wachsmuth befand sich immer noch in seinem Kabinette. Ein leises Klopfen an der Thür überraschte ihn. David machte sich anders bemerkbar. Sollte es Wilhelmine sein? Er öffnete die Thür. Da stand die blühende Jungfrau in dem von hellem Kerzenlichte beleuchteten Zimmer. Die Frauengestalt drückte der Wohnung einen andern Charakter auf; Herr Wachsmuth fand, daß sie nicht mehr so leer und unheimlich war, daß ihm eine angenehme Gemüthlichkeit entgegenwehete, die er vorher nie empfunden.

Wilhelmine lud den Hausherrn zu Tische ein, dann entfernte sie sich. Mochte auch das Fasten einen großen Theil dazu beitragen, dem guten Jacob schmeckte es so vortrefflich, daß er die Speisen für besser bereitet hielt, als früher. Es vereinigten sich alle Umstände, um den Verlust des alten Kochs weniger fühlbar zu machen. Von diesem Tage an ging Jacob nach und nach in seine frühere Lebensweise über, die neuen Miethsleute fielen ihm nicht lästig, da er sie nicht sah, und Wilhelminen's Nähe wurde ihm täglich lieber. Alle jene kleinen Aufmerksamkeiten, die nur Frauen gewähren können, erinnerten den alten Junggesellen, daß ihm früher so Manches gefehlt hatte. Die Bequemlichkeit gefiel ihm, und Wil-

helminen's anmuthiges Wesen brachte ihm mildere Begriffe von den Frauen bei.

Wir führen den Leser in den dritten Stock des alten Schlosses, nachdem vierzehn Tage verflossen sind. David hatte Sorge getragen, daß die verödeten Räume eine freundliche Gestalt erhielten. Maler und Tapezierer hatten darin gearbeitet, ohne daß es der Hausherr bemerkt. In einem der Zimmer saßen Nachmittags die drei Frauen, die Jakob Wachsmuth am Fenster gesehen hatte. Sie nahmen den Kaffee ein. Wilhelmine bediente eine alte Dame, die in einem großen, bequemen Lehnstuhle am Fenster saß, von wo sich eine prachtvolle Fernsicht über den Park in das Feld hinaus bot. Die Wipfel der blühenden Kastanienbäume reichten mit den Spitzen bis an die Brüstungen und Gesimse. Der Garten glich, von oben gesehen, einem dichten Walde. Der Boden war nicht zu bemerken. Die Bewohner des dritten Stockes lebten wie in einer für sich bestehenden Region. Das Zimmer war neu tapeziert und mit guten Möbeln versehen. Die Ordnung darin war musterhaft.

— Du lieber Gott, begann die Großmutter, ihre Tasse in der Hand haltend, wäre es mir doch vergönnt, mein Leben so zu beschließen. Wie lange hast Du gemiethet, Antonie?

Antonie war Wilhelminen's Mutter, jene bleiche Frau, die wir in der Küche gesehen haben.

— Leider haben wir noch keinen Contract abschließen können, antwortete sie. Der brave David meint aber, wir brauchten uns nicht zu sorgen.

— Die Menschen werden nicht alle so hartherzig sein wie jene Wittwe, meinte die Großmutter. Wir leben ja so still und eingezogen, daß man von unserm Dasein kaum etwas merkt.

— Gleichviel, alte Junggesellen haben ihre Launen, meinte Frau Antonie. Der Besitzer dieses Hauses ist so grillig, so seltsam, daß ich ihn noch nicht einmal gesehen habe; es scheint, als ob er sich vor den Frauen fürchtet.

— Was ist der seltsame Mann? Wie heißt er? fragte die Großmutter.

— Er ist ein enorm reicher Rentier, vielleicht der reichste Mann in der Stadt; er heißt Herr Wachsmuth.

— Herr Wachsmuth? fragte die alte Dame.

— Ja.

Das Gespräch ward durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen.

— Das ist der lange David! rief Wilhelmine.

Sie öffnete. Der Advokat Knorr trat ein. Die Frauen kannten ihn; er war derselbe, der im Auftrage der Wittwe sie veranlaßt hatte, die frühere Wohnung zu räumen. Die Großmutter stand erschreckt von ihrem

Stuhle auf; Frau Antonie erbleichte und Wilhelmine stieß einen leisen Schrei aus, als sie den ernsten Mann des Rechts erblickte. Dieser verneigte sich und sagte lächelnd:

— Erschrecken Sie nicht, meine Damen. Der Notar kommt nicht immer als ein Unglücksbote, er hat sich mitunter auch eines angenehmen Auftrages zu entledigen, und zu diesen zähle ich den, der mich heute in Ihre neue Wohnung führt.

Die Frauen athmeten frei auf. Man bot Herrn Knorr einen Stuhl.

— Was führt Sie zu uns? fragte die Großmutter mit der Würde und Hoheit ihres Alters.

— Erlauben Sie mir ein kurzes Examen, verehrte Frau. Ist es auch nur eine Form, so muß ich sie doch erfüllen, da ich im Auftrage eines Dritten handele. Man hat mich an Frau von Martens gewiesen.

— Eleonore von Martens steht vor Ihnen, antwortete die alte Dame, indem sie sich ceremoniell verneigte.

— Besitzen Sie irgend ein Papier, das Ihre Identität beweist?

Antonie holte ein Taschenbuch aus dem Secretair und gab Herrn Knorr zwei ziemlich vergilbte Papiere Dieser prüfte und sagte lächelnd:

— Dies genügt. Jetzt kann ich Ihnen, ohne mir den Vorwurf der Uebereilung zu machen, diese Quittung übergeben. Sie haben auf zwei Jahre den Miethzins für diese Wohnung vorausbezahlt.

Er überreichte ein Papier. Dann fuhr er fort:

— Auch sämmtliche Möbel, welche sich in diesen Zimmern befinden, sind von heute an Ihr Eigenthum. Der Besitzer des Hauses hat dafür die Summe von fünfhundert Thalern erhalten. Hier ist das gerichtlich beglaubigte Document.

Die Frauen sahen einander überrascht an.

— Mein Herr, bat Frau Antonie, geben Sie uns nähere Auskunft — da wir nicht wissen, wem wir diese Geschenke zu danken haben ...

— Beruhigen Sie sich, Madame, unterbrach sie der Advokat. Die Person, die bei uns erschien, um Ihre Angelegenheiten zu ordnen, ist eine der angesehensten in unserer Stadt. Leistet sie Ihnen wirklich einen Dienst, so zögern Sie keinen Augenblick, ihn anzunehmen.

Die Delicatesse der Frauen konnte Nichts dagegen einwenden. Herr Knorr grüßte und entfernte sich so rasch, daß ihm Frau von Martens ihren Dank nicht aussprechen konnte. Dafür folgten ihm aber die Segenswünsche der bedrängten und nun so glücklichen Familie.

— Ich wette, daß dies ein Werk David's ist, flüsterte Wilhelmine ihrer Mutter zu.

In diesem Augenblicke trat der lange Kammerdiener ein.

— Der Advokat war bei Ihnen — was hat er gewollt? rief er hastig aus.

Die alte Dame hatte ihre Brille genommen und prüfte die beiden Papiere. Während dieser Zeit fand zwischen Wilhelminen und David folgendes leise geführte Gespräch statt.

— Sie wissen Nichts davon, Herr David?

— Ich weiß nur, daß ich den Advokaten meines Herrn zu Ihnen führen mußte. Auf dem Corridor befahl er mir, zurückzubleiben. Solche Herren bringen in der Regel unangenehme Nachrichten.

— Diesmal hat er uns sehr angenehme gebracht.

Das junge Mädchen erzählte kurz, was geschehen war. David schlug vor Staunen die Hände über dem Kopfe zusammen.

— Vielleicht hat Herr Wachsmuth einen Anfall von guter Laune gehabt, meinte Frau Antonie.

Der Kammerdiener zweifelte daran; er behauptete selbst, daß eine fremde Person die Hand im Spiele habe. Dann ließ er sich die Papiere zeigen.

— Mein Herr hat die Zahlung angenommen, rief er aus. Dies ist seine Unterschrift, die ich unter tausen=

den erkenne. Aber so viel steht fest: Herr Wachsmuth hat die erste Veranlassung zu diesen Papieren nicht gegeben. Das ist die erste Angelegenheit in unserm Hause, die mir ein Geheimniß bleibt. Aber es ist gut so; Sie sind dem alten Herrn keinen Dank schuldig. Der Advokat ist noch unten — vielleicht kann ich Etwas erfahren!

Die Frauen wollten noch Fragen an ihn richten; der lange Mann lief davon.

— Ich errathe die Quelle dieses Glücks, sagte Frau von Martens. Es lebt eine Jugendfreundin in der Stadt, die Frau des Banquier's M.; sie hat unser Unglück erfahren und ist uns zu Hülfe gekommen. Madame M. war stets eine delicate Frau, und ich erkenne sie wieder an der Art der Hilfeleistung. Antonie, begleite mich, ich eile meinen Dank abzustatten. Mein Gott, wie lange habe ich die Freundin nicht gesehen!

Die beiden Frauen machten Toilette und gingen. Wilhelmine beschäftigte sich in der Küche. Hätte sie gesehen, daß Herr Wachsmuth mehr als einmal an der Thür vorüberschlich und mit freundlichen Blicken nach der schmucken Köchin sah, die Vorbereitungen zum Abendessen traf!

Frau von Martens betrat nach einer halben Stunde ihre Wohnung wieder; sie war sehr erregt, denn die



Frau des reichen Banquier's, die delicate Jugendfreundin, hatte den ihr zugedachten Besuch nicht angenommen und durch einen Bedienten sagen lassen, daß sie Frau von Martens nicht kenne. Das war ein harter Schlag für die, trotz ihrer Armuth stolze Dame. Sie bereuete, eine Wohlthat angenommen zu haben, deren Urheber sie nicht kannte. So viel sie auch sann, sie erinnerte sich keiner Person, der sie ein solches Interesse an ihrem Schicksale hätte zuschreiben können. Antonie sah, daß diese Ungewißheit ihrer alten Mutter peinlich war. Aber was konnte sie thun, um Gewißheit zu erlangen? Acht Tage verflossen, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignete. Frau von Martens war unruhig, besorgt, sie sprach die Ansicht aus, daß der Hausbesitzer die Quittungen gesendet habe, vielleicht aus Rücksicht auf die Enkelin. Eines Morgens befahl sie, daß Wilhelmine die Küche nicht wieder betreten solle; es sei eine solche Beschäftigung unter den obwaltenden Umständen unpassend, selbst entehrend für das junge Mädchen.

— Mutter, sagte Frau Antonie, Sie wissen, unter welcher Bedingung uns David diese Wohnung eingeräumt hat. Wir können uns nicht ohne Weiteres zurückziehen, wir müssen unser Versprechen halten.

— Mein liebes Kind, zwischen damals und jetzt liegt eine große Kluft! Von der Noth getrieben, nahm

ich den gutgemeinten Vorschlag des Kammerdieners an und gestattete, daß Wilhelmine sich den Obliegenheiten einer Wirthschafterin unterzog. Aber heute können wir anders auftreten, denn wir haben auf zwei Jahre vorausbezahlt und sind Besitzerinnen dieser Möbel. Das ganze Verhältniß hat sich geändert. Was hindert mich, Vortheil daraus zu ziehen? Ich beauftrage Dich, liebe Tochter, den Dienst unserer Wilhelmine zu kündigen. Du kennst mich, hoffe darum nicht, daß ich meine Ansicht ändere. Es schnitt mir durch das Herz, als ich meine Enkelin verdingen mußte. Nach den schrecklichen Erfahrungen, die wir in letzter Zeit gemacht haben, wäre es eine offenbare Thorheit, die Wandlung der Verhältnisse unausgebeutet zu lassen,' wie dies von jeher mein Fehler gewesen ist. Wir wohnen jetzt für unser Geld, und nicht für unsere Dienste.

Man sieht, die alte Dame besaß einen praktischen Sinn und festen Willen.

— Wenn nun Herr Wachsmuth freiwillig die Quittungen ausgestellt hat? fragte Antonie.

— Das müssen wir doch wissen, mein Kind.

— Ich werde es zu erfahren suchen; bis dahin' liebe Mutter, lassen Sie Alles, wie es ist. Versprechen Sie mir das?

— Ich gebe Dir acht Tage Frist.

Frau von Martens blieb beharrlich bei ihrem Willen. Da man gewohnt war, ihr in allen Dingen zu gehorchen, so beschloß Antonie, mit dem Herrn vom Hause Rücksprache zu nehmen, dessen Launen nun nicht mehr zu fürchten waren. Mit der Sicherheit der Existenz war auch jene Entschiedenheit des Handelns zurückgekehrt, die in drückenden Verhältnissen zu verschwinden pflegt, selbst bei sonst energischen Charakteren. Frau Antonie wollte ohne Davids Beistimmung Nichts unternehmen. Sie suchte ihn in seinem Zimmer auf.

— Vermuthen Sie unsern Wohlthäter? fragte sie.

— Nein, Madame.

— So wäre es wohl gut, daß ich mich Ihrem Herrn einmal vorstellte.

Der lange Mann lächelte.

— Mein Herr muß sich freuen, seine Inquilinen kennen zu lernen; ja, Madame, es wird gut sein. Aber ich werde Ihnen sagen, wann Sie zu ihm gehen sollen. Bei ihm ist nicht eine Stunde wie die andere. Sie sind jetzt hier im Hause beschäftigt — ich werden sondiren.

David ging zu seinem Herrn, der so eben von einem Spazirgange aus dem Garten zurückgekehrt war. Der Kammerdiener bemerkte mit großer Genugthuung, daß sich der alte Herr in einer rosenfarbenen Laune befand.

— Eine Cigarre, David!

David brachte das Geforderte. Jakob saß schmauchend in dem Sopha.

— Den Kaffee, David!

— In zwei Minuten, Herr!

Der lange Mann ging. Zwei Minuten später trat Frau Antonie mit dem glänzenden Kaffeeservice ein, das sie auf einen Tisch und den Tisch vor den Herrn setzte. Jakob sah erstaunt die bleiche Frau in Trauerkleidern an. Er wollte heftig werden, daß der Kammerdiener sich die Freiheit genommen hatte, eine Aenderung der Gewohnheiten herbeizuführen; aber der Ernst und die Würde in der Erscheinung der Frau hielten ihn davon ab. Antonie füllte die große Tasse, und präsentirte sie dem alten Herrn, indem sie sich verneigte.

— Verzeihung, sagte sie lächelnd, wenn ich heute diesen Dienst übernehme, den zu verrichten seit einiger Zeit meine Tochter den Vorzug hat; aber ich wollte mich selbst unserm Miethsherrn einmal vorstellen.

— Sie sind die Mutter Wilhelminen's, Madame?

— Ja, mein Herr! Unter meiner Leitung besorgt sie Ihre Küche. Sollte irgend Etwas Ihre Unzufriedenheit erregen, so bedarf es nur einer Andeutung ...

— O, ich bin vollkommen zufrieden, Madame! rief Jakob. Ist es auch Demoiselle Wilhelmine?

— Die Tochter hat nur zu beklagen, daß sie Ihr

Wohlwollen, mein Herr, mit der Mutter nicht theilen darf.

Herr Wachsmuth gerieth in Verlegenheit.

— Was kann Ihnen an meinem Wohlwollen liegen? murmelte er. Sie haben Ihre Wohnung bezahlt und bedürfen der Nachsicht nicht mehr. Das Geschäft ist abgeschlossen.

— Für Sie mag es ein Geschäft sein, aber für uns ist es eine Herzenssache, denn wir schulden Ihnen großen Dank.

— Jakob stieß eine große Dampfwolke aus, um seine Verlegenheit zu verbergen.

— O, Madame, der Advokat hat bezahlt! rief er.

— Und Sie haben die Zahlung angenommen; darin liegt schon eine Vergünstigung, die uns Mancher verweigern würde.

— Sie spielen auf die abscheuliche Wittwe mit dem Kropfe an! Mit einem solchen Drachen habe ich Nichts gemein, ich bin ein schlichter, ehrlicher Mann, der mit seinem Hause keinen Wucher treibt, zumal in der Zeit der Noth. Wissen Sie, Madame, daß ich diesem traurigen Weibe zum Possen mit Ihnen den Contract abgegeschlossen habe?

— Sie wollen sich unserer Dankbarkeit entziehen ...

— Nein, nein, es ist so! Doch lassen wir das.

Aber warum stehen Sie denn, Madame? David, David, David!

Der Kammerdiener, der an der Thür gelauscht hatte, sprang herein.

— Was befiehlt Herr Wachsmuth?

— Einen Stuhl und eine Tasse.

Antonien traten die Thränen in die Augen; sie wollte Vorstellungen machen, aber David war so flink, daß sie nicht zu Worte kommen konnte. Sie mußte sich von ihm bedienen lassen, dann ging er hinaus.

— Madame, begann Jakob, ich benutze die Gelegenheit, die mir Ihr Besuch bietet, um mit Ihnen über Wilhelminen zu sprechen. Fragen Sie nicht nach den Gründen, die mich leiten; sondern erwägen Sie einfach die Vorschläge, die Sie hören werden. Wilhelmine ist zur Köchin nicht geschaffen.

— Begeht sie Versehen, mein Herr, so üben Sie Nachsicht —

— Das ist es nicht, Ihre Tochter hat im Gegentheil meine Erwartungen übertroffen und ich sehe jetzt ein, daß ich ein Thor war, mich bisher unbeholfenen Männern zu überlassen. Wilhelmine ist jung, in meiner Küche erhält sie die Bildung nicht, der sie bedarf, um einen anständigen Mann glücklich zu machen — vertrauen Sie mir Ihre Tochter an.

— Zu welchem Zwecke? fragte Frau Antonie.

— Ich schicke sie in ein Pensionat.

Dieser Vorschlag kam so unerwartet, daß Antonie ausrief:

— Das wollten Sie an meiner Tochter thun? Lieber Herr, man hat Sie als einen unzugänglichen Mann, und vorzüglich als einen Frauenhasser geschildert . . .

— Ich begreife die Meinung der Welt, und sie hat auch nicht ganz Unrecht; aber Wilhelmine hat angefangen mich von einem Vorurtheile zu befreien . . . lassen wir das, Madame. Was haben Sie mir auf den Vorschlag zu antworten?

— Daß es außer meiner Zustimmung noch der meiner Mutter bedarf. Wilhelmine ist der Liebling der Großmutter, ich möchte sagen, ihre einzige Freude auf dieser Welt.

— Wie nennt sich Ihre Mutter?

— Frau von Martens.

— Gut, ich werde morgen mit Frau von Martens sprechen.

Frau Antonie ging wieder; hatte sie auch nicht den Zweck erreicht, der sie eigentlich hierher geführt, so mußte sich doch die Stellung ihrer Tochter ändern, und damit geschah der alten Dame Genüge. Um zehn Uhr am folgenden Morgen ließ Frau von Martens durch David anfragen, ob sie ein Stündchen in dem Parke lustwan=

deln könne. David ward mit der Antwort zurückgeschickt, daß Herr Wachsmuth sich ein Vergnügen daraus mache, die Dame zu führen. Frau von Martens erschien allein in der Kastanienallee; obgleich etwas gebückt, so bewegte sie sich für ihr Alter doch ziemlich lebhaft. Ihre Toilette rief eine längst vergessene Mode in das Gedächtniß zurück. Da das Sonnenlicht blendete, trug sie eine Brille mit grünen Gläsern. Bei der Fontaine trat ihr Jacob entgegen. Nach der ersten Begrüßung stattete die Dame ihren Dank für die Erlaubniß ab. Sie war entzückt über die prachtvollen Anlagen, die zu durchwandeln sie sich so lange schon gesehnt habe. Man kam bei dem Treibhause an. Da Frau von Martens erschöpft war, führte er sie zu seinem Lieblingsplätzchen, einer Laube von blühenden Orangen. Sie sprach begeistert über die Blumenpracht, die menschliche Kunst und Sorgfalt hier entfalteten. Jakob kam nach und nach auf den Gegenstand, der ihm am Herzen lag.

— Meine Tochter hat mir davon gesagt; aber, mein Herr, die Sache ist so wichtig, daß sie einer reiflichen Ueberlegung bedarf. Offen gestanden, ich habe nicht Lust, meine Enkelin für die große Welt erziehen zu lassen. Ich habe in dieser Welt gelebt und kenne sie. Ein armes Mädchen mit sogenannter feiner Bildung ist das abhängigste Geschöpf auf Gottes Erde.

— Ihre Wilhelmine, Madame, kann sich sehr glücklich verheirathen, wenn sie eine Ausbildung erlangt hat, die jetzt erforderlich ist. Es muß Ihnen diese Ansicht von mir sonderbar erscheinen, der ich als ein Hagestolz bekannt bin; aber ich bin nach und nach zu der Erkenntniß gelangt, daß eine Familie ein großer Schatz ist.

— Sie sprechen nicht aus Erfahrung, mein Herr. Ich selbst bin zweimal unglücklich verheirathet gewesen, und wenn ich das Schicksal meiner Tochter Antonie bedenke, so möchte ich nicht nur die Ehe, sondern das ganze Geschlecht der Männer hassen. Wäre es möglich, ich schickte meine Enkelin in ein Kloster.

— Zwei Mal sind Sie verheirathet gewesen? rief Jakob erstaunt.

— Leider ja! Wissen Sie, daß mich die Neugierde getrieben hat, Sie kennen zu lernen? Ihre Lebensweise gefällt mir, und wenn Sie grundsätzlich, nicht aus angeborner Scheu, die Menschen fliehen, so sympathisiren wir in diesem Punkte. O, ich habe traurige, trübe Erfahrungen gemacht.

— In Bezug auf die Männer?

— Nicht anders. Ich halte sie für leichtsinnige, herzlose Geschöpfe. In Ihnen, mein Herr, treffe ich die erste Ausnahme.

— Danke! rief Jakob, den die Alte amüsirte. Dasselbe könnte ich von den Frauen sagen.

— Ohne Ausnahme?

— Fordern Sie ein Urtheil, wenn ich die Ehre habe, Sie näher zu kennen.

— Mein Herr, dessen bedarf es nicht. Ich theile Ihnen eine Episode aus meinem Leben mit, und Sie werden sich meine Antipathien erklären können.

— Sie machen mich neugierig, Madame.

— So werde ich Ihre Neugierde befriedigen. Mein Vater war ein reicher Kaufmann, ich seine einzige Tochter, der er eine sogenannte glänzende Erziehung geben ließ, um sie dereinst glücklich zu verheirathen. Die glänzende Erziehung machte aus mir ein schwärmerisches Mädchen, und da ich mich reich genug wußte, wählte ich mir einen Geliebten nach meinem Herzen. Die Wahl traf einen bleichen, interessanten Jüngling, während mich der Vater einem Edelmanne bestimmt hatte, der von Zeit zu Zeit in unser Haus kam. Ich bildete mir ein, Herr von Martens wollte mich des Geldes wegen heirathen . . .

— Verzeihung, unterbrach sie Jakob, Sie nennen sich jetzt noch Frau von Martens — wenn ich nicht irre, sagten Sie mir, Sie seien zweimal verheirathet gewesen — Die Ehe mit dem Edelmanne . . .

— War meine zweite.



— Demnach kam der blasse Jüngling nicht zum Ziele.

— Auch! rief die Alte.

— Das ist wunderbar!

— Ich werde Ihnen die Sache erklären. Ich ließ mich von dem Geliebten meines Herzens, der mir Treue mit den heiligsten Schwüren gelobt, entführen, als ich merkte, daß der Tag der Verlobung mit dem Edelmanne heranrückte.

— Das wird interessant!

— Vielleicht würde ich es nicht gethan haben, wenn mein Kopf nicht mit Romanideen angefüllt gewesen wäre. Ohne Romantik gab es für mich keine Liebe.

— Wohin entführte Sie der Geliebte?

— Erlauben Sie mir einzuschalten, daß ich meinen Entführer wirklich glühend liebte.

— O, ich glaube Ihnen. Aber fassen Sie sich kurz.

Frau von Martens nahm eine Prise aus einer kleinen Horndose; dann bot sie sie ruhig ihrem Nachbar.

— Danke, danke, Madame!

— Ich fahre fort. Man entführte mich also in eine dänische Provinz, wo wir uns auf einen Königsbrief, den mein Geliebter für 100 Thaler gelöst, trauen lassen wollten. Wir fuhren mit Extrapost, an Eisenbahnen war damals nicht zu denken. Ich hatte mich zu einem Balle geschmückt, aber statt nach dem Ballsaale zu fahren,

fuhren wir zum Thore hinaus. Die Braut war fertig, sie trug selbst Diamanten von großem Werthe. Die Zeit bis zur ersten Poststation verfloß unter süßem Kosen. Während die Pferde gewechselt wurden, bezahlte mein Geliebter. Wir fuhren weiter. Mein künftiger Gatte ward ruhiger, endlich traurig. Auf mein dringendes Fragen gestand er mir, daß er kein Geld mehr habe. Das war kein Unglück, ich hatte eine volle Börse in meinem Mantel. Der Wagen hielt, und ich warf die ganze Börse dem Postmanne zu, ihn bittend, daß er uns rasch expedire. Auf der nächsten Station mußte ich mit einem Diamantarmbande bezahlen, das ich als Bürgschaft gab. Auf einer andern mit einem Ringe, und die Trauung, die wirklich erfolgte, mit einem Collier. Nun schrieb ich an meinen Vater, und bat um Verzeihung und Geld. Mein Vater und ein Polizei-Commissar brachten die Antwort — man sperrte meinen jungen Gatten ein, und mich brachte man nach der Heimath zurück. Ich war trostlos vor Schaam und Schmerz. Vierzehn Tage später sagte man mir: Dein Mann hat sich durch eine runde Summe bereit finden lassen, in die Auflösung der Ehe zu willigen, und der dänische Kirchenrath hat für eine runde Summe die Scheidung ausgesprochen — Du bist also wieder frei, hier ist die Scheidungsurkunde. Mein Herr, das empörte mich!

Der Mensch also, dem ich meine Ehre anvertraut, hatte mich nicht geliebt, er hatte nur mein Vermögen im Auge gehabt. Wäre er standhaft geblieben, so hätte uns keine Macht scheiden können. Da sagte mein Vater: mein Kind, bedenke Deine Ehre; Herr von Martens liebt Dich, er führt Dich sofort zum Altare, darum willige ein, ehe ein unglücklicher Zufall Dein Abenteuer verräth. Um meine Ehre zu retten, die jener Bube auf das Spiel gesetzt hatte, reichte ich theils aus Rache, theils aus Verzweiflung dem Edelmanne die Hand. Ich war eine Gattin ohne Liebe, eine Gattin mit dem tiefsten Kummer im Herzen. Selbst die Geburt meiner Tochter Antonie vermochte nur einen schwachen Lichtschein in meine Nacht zu werfen. Als mein Vater starb, hinterließ er mir nur geringes Vermögen. Mein Vater, der auf eine halbe Million gerechnet hatte, ward nun von seinen Schuldnern gedrängt, und wir mußten unser kleines Gut verlassen. Jetzt begann für mich eine furchtbare Zeit: mein Mann hatte durch Zufall meine erste Verheirathung erfahren — der Groll über die getäuschte Hoffnung auf mein Vermögen verband sich mit dem Zorne über diese Verirrung — mein Mann mißhandelte mich, wenn er Abends trunken nach Hause kam. Endlich starb er im Säuferwahnsinne. Sein Tod erlöste mich von den Leiden, die der Geliebte meines Herzens mir bewirkt hatte. Hätte mich mein

Vater, der vielleicht dieses traurige Ende vorausgesehen, nicht in eine Wittwenkasse gekauft, der Mangel würde mich und mein Kind getödtet haben. Das ist meine Lebensgeschichte.

Jakob hatte in fieberhafter Spannung zugehört.

— Der starke Duft in dem Gewächshause spannt meine Nerven an — mir ist nicht wohl; Madame, ich bitte, folgen Sie mir in mein Zimmer.

— Mein Gott! Sie sind wirklich unwohl — beeilen wir uns, in die frische Luft zu kommen.

Die beiden alten Leute gingen dem Wohnhause zu.

— Mir wird besser! sagte Jakob. Ich kann den starken Blumenduft nicht ertragen.

Frau von Martens wollte sich verabschieden. Herr Wachsmuth veranlaßte sie, ihn in das Zimmer zu begleiten. Dort angekommen, sagte er:

— Setzen Sie sich, Madame, auch ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen.

Er ging in das Schlafkabinett; gleich darauf erschien er wieder mit einem Kästchen in der Hand. Der Leser kennt das Kästchen bereits.

— Frau von Martens, begann er mit zitternder Stimme, wissen Sie auch, was man Ihrem Geliebten gesagt hatte, der Ihretwegen im Gefängnisse schmachtete wie ein Verbrecher?

— Nein!

— Man hatte ihm gesagt, daß Sie ihm zehntausend Thaler bieten ließen, wenn er in die Auflösung der leichtsinnig geschlossenen Heirath willigte. Er würde es nicht geglaubt haben, wenn man ihm nicht den von Ihrer Hand geschriebenen Antrag auf Scheidung gezeigt hätte.

— Was ist das, mein Herr? Den Antrag habe ich geschrieben, aber man hat mir gesagt, daß er das Geld angenommen — ich habe seine Quittung und Entsagung gesehen.

— So hat man die Handschrift Ihres armen Jakob gefälscht.

— Daran glaube ich nicht! sagte Frau von Martens. Jakob hat sich nie wieder um mich gekümmert.

— Er hat viel gelitten, hat seine Eleonore nie vergessen. Kaum hatte er das Gefängniß verlassen, so erhob er eine Erbschaft, und das Erste war, daß er von Station zu Station reiste, um die Schmucksachen einzulösen, denn er wollte ein Andenken an die Geliebte besitzen. Er ist nicht nur unverheirathet geblieben, er hat auch die Juwelen wie kostbare Reliquien einer Heiligen aufbewahrt. Hier ist Eleonorens Ring, Armband und Collier von schwarzen Perlen — und vor Ihnen, Madame, steht der Hagestolz.

Die greise Frau erstarrte zur Bildsäule. Sie sah

bald die Juwelen, bald Herrn Wachsmuth an. Endlich rannen Thränen aus ihren Augen, die unter der Brille herabrieselten.

— Das sind meine Perlen, die schwarzen Perlen, die in meiner Erinnerung leben, weil ich sie für Vorboten des mich betroffenen Unglücks hielt. Und Sie — Sie — ich erkenne Sie nicht wieder — das Alter hat jede Spur verwischt — aber Sie haben mir Zeugen vorgeführt, die unverwerflich sind. Jakob, mir scheint, wir sind beide Opfer eines heillosen Betrugs. Glauben Sie mir, Sie sind glücklicher gewesen, als ich, denn ich habe grausam gelitten.

Herr Wachsmuth küßte der Weinenden gerührt die Stirn.

— Eleonore, rief er, in weißen Haaren sehen wir uns wieder — damals waren Sie reich, ich war arm: gestatten Sie mir, daß ich für Ihre alten Tage sorge, denn jetzt bin ich reich. Die Liebe sollte uns nicht beglücken — mag es die Freundschaft.

Eleonore nickte mit dem greisen Haupte

— Ich bin's zufrieden, Jakob! Und nun, mein lieber Freund, sorgen Sie auch für meine Enkelin. Die Liebe hat uns ja nicht elend gemacht, sondern die Perfidie spekulativer Menschen.

— Glauben Sie mir denn, daß ich das Geld mit

Entrüstung zurückgewiesen habe, das man mir für die Auflösung unserer Ehe geboten?

— Ich glaube Ihnen!

— Wilhelmine hat die Erinnerung an Sie lebhaft angefacht, das junge Mädchen mahnte mich an jene kurze schöne Zeit — darum sorgte ich für Sie. Eleonore, Sie schulden keinem Menschen Dank — ich habe Ihnen eine Wohnung in dem Hause gegeben, das unsere Wilhelmine einst besitzen wird. So schön wie Ihre Enkelin waren Sie, als ich um Ihre Hand warb.

— Armer Jakob!

— Ich war kein Frauenhasser, ich bin nur meiner ersten Liebe treu geblieben, obgleich ich mich betrogen wähnte. Der Mensch kann nur ein Mal wahrhaft lieben.

— Nur ein Mal! wiederholte Eleonore, unter Thränen lächelnd.

— David, rief Herr Wachsmuth dem Kammerdiener entgegen, ich habe endlich eine Familie gefunden, mit der ich mein ganzes Haus theile.

— Wahrhaftig? fragte der lange Mann lächelnd.

— Frau von Martens ist ja jene Eleonore, von der ich Dir früher erzählte, daß sie mich abgekauft habe.

— Ich weiß Alles, lieber Herr. Und hätte ich es

nicht gewußt, so wären weder Wilhelmine, noch ihre Mutter und Großmutter in unser Haus gekommen.

Jakob sah den langen Mann mit großen Augen an.

— Schelm, rief er, so habe ich mich nicht geirrt; Du hast planmäßig gehandelt.

— Ja, Herr! Besser als ich konnte Ihnen kein Arzt und Philosoph helfen.

— Aber wie hast Du mein Geheimniß erfahren, das ich aller Welt verborgen gehalten?

— Zuerst auf dem Gute der Frau von Martens, denn Sie müssen wissen, daß ich bei dem verstorbenen Manne derselben gedient habe, ehe ich zu Ihnen kam. Ich kann Ihnen bestätigen, daß die arme Eleonore sehr unglücklich war. Ihre alte Kammerfrau war die Vertraute, in deren Busen sie ihren Kummer ausschüttete. Damals belauschte ich eine solche Unterredung, und erfuhr so das Schicksal der Diamanten. Gleich darauf engagirten Sie mich in H. Ich begleitete Sie, als Sie die Diamanten einlösten; die schwarze Perlenschnur, die Eleonore für unheilbringend gehalten, sagte mir, daß Sie ihr erster Mann gewesen. Als ich nun die alte Dame in großer Noth wiederfand, leitete ich den Plan ein, der so herrlich geglückt ist. Hätte ich es unter anderen Umständen wagen dürfen? Ihr Freund, der Advokat Knorr, weiß um die Sache, er hat mich redlich

unterstützt. Nun, Sie müssen ja auch wohl merken, daß in der Geschichte eine gewisse Schlauheit liegt, die nur den Advokaten eigen ist. Frau Antonien hatten wir zur Vertrauten gemacht, denn Sie müssen wissen, daß sie mit dem Sohne Ihrer verstorbenen Schwester verheirathet gewesen ist. Sie hatten dem Advokaten Auftrag gegeben, ihn zu ermitteln —

— Ich weiß Alles, murmelte Jacob; Frau von Martens hat mir das Schicksal ihres Schwiegersohnes bereits erzählt. David, Du hast mir einen wichtigen Dienst geleistet, den Dienst eines wahren Freundes. Von jetzt an bist Du mein Kammerdiener nicht mehr: ich mache Dich zu meinen Wirthschaftsinspector, denn von heute an werden wir ein Familienleben führen, wie es sich für einen reichen Mann schickt.

Herr Wachsmuth hat sein Wort gehalten. Das alte Schloß war nicht mehr so öde und still, wie früher, denn es ward nun von heitern Menschen bewohnt. Das Expropriationsgesetz kam nicht zur Anwendung, da der Besitzer freiwillig einen Theil des Gartens abtrat; dafür, daß er eine gute Entschädigungssumme erhielt, sorgte Herr Knorr. Als zwei Jahre später die Bauten vollendet und die Stockwerke des Hauses glänzend eingerichtet waren, warb der Advokat um Wilhelminen's Hand für seinen Sohn, der sich als Arzt in der Stadt etablirt hatte.

Frau von Martens war noch so glücklich, ihre Enkelin zur Trauung zu schmücken. Den Ring und das Armband, das Jacob so lange bewahrt, mußte die reizende Braut anlegen, aber die schwarzen Perlen blieben in dem Kästchen. Wilhelmine trug ein Collier von kostbaren weißen Perlen.

— Eleonore, sagte Jacob, als die jungen Gatten aus der Kirche kamen, so sahest Du einst aus! Er deutete auf Wilhelminen.

— Und du wie der Doctor! flüsterte sie zurück.

— Wären wir nicht zu alt, ich wüßte, was geschähe

— Nun?

— Wir sind zu alt; beschließen wir unser Leben in Freundschaft!

Ein Handschlag besiegelte den Bund, den die beiden alten Leute geschlossen.

Die platonische Liebe.

1.

Seit acht Tagen befand ich mich in dem Bade L. Nicht aus Neigung hatte ich diesem kleinen Ort zu meinem Sommeraufenthalte gewählt, sondern um der Pflicht zu genügen, meiner kranken Mutter Begleiter und Führer zu sein. Wir wohnten in einem freundlichen Hotel, das in der Mitte des Dorfes liegt. Unsere Zimmer boten die Aussicht über einen ausgedehnten Obstgarten, der an ein Fichtenwäldchen grenzte. Wer ländliche Stille, reine Luft und Abgeschiedenheit von der Welt sucht, findet in L. seine Erwartungen vollkommen befriedigt. Von dem gewöhnlichen Treiben der Luxusbäder ist hier keine Spur vorhanden; es giebt weder eine Spielbank, weder große Concerte, noch Theater und Bälle. Die einzige Zerstreuung bietet ein kleines Musikchor, das Morgens und Nachmittags in der Allee sich hören läßt. Alle Einrichtungen sind mit Rücksicht auf die Kranken getroffen, denn nur Leidende besuchen das Bad. Zur Zeit der Trinkstunden ist dem Gesunden, der sich hier zufällig aufhält, in den Promenaden selbst der Genuß einer Cigarre untersagt.



Es war in den ersten Tagen des Juni, als ich meine Mutter eines Morgens zu dem Brunnen begleitete. Die sechste Stunde war kaum vorüber, aber schon herrschte eine Hitze, vor der man nur in der schattigen Allee Schutz fand. Zahlreiche Vögel sangen munter in den dichtbeblätterten Linden und Kastanienbäumen. Das Orchester spielte ein geistliches Lied, mit dem es nach der Vorschrift das Frühconcert einleiten mußte. Ein eigenes Gefühl beschlich mich, als ich bei den feierlichen Tönen des Chorals die bleichen, abgezehrten Gesichter der still und langsam wandelnden Kranken betrachtete, die mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit nach Vorschrift des Arztes aus der Quelle tranken und die Dauer der Zwischenspazirgänge nach der Uhr bemaßen. Wie Manchem von ihnen erklang das Grablied, und doch schwellte ihm die Hoffnung auf Genesung die Brust, denn man schreibt der Quelle eine wunderbare Heilkraft zu. Dem unbefangenen Beobachter bieten die Morgenstunden in L. ein ergreifendes Schauspiel; man kann wohl sagen, daß jede einzelne Scene desselben die Katastrophe in sich trägt. Wer nun, wie ich, eine geliebte Mutter zu den Leidenden zählt, die im glücklichen Falle eine kurze Fristung ihres Lebens erlangen, muß mit gesteigerter Wehmuth die sich ihm darbietenden Erscheinungen betrachten.

Wir betrachten das Häuschen, das die Quelle um-

schließt. Zwei Knaben waren beschäftigt, den Kurgästen die mit dem Namenszuge des Betreffenden bezeichneten Gläser zu füllen und zu überreichen. Wie gewandt und sicher erfüllten die hübschen muntern Burschen ihre Pflicht; sie kannten schon jenen der Ankommenden, und wählten, kaum daß sie ihn erblickten, das ihm gehörige Glas.

Meine Mutter konnte sich dem kleinen Bassin nicht sogleich nähern, weil bereits ein Kreis Herren und Damen es umstand. In diesem Kreise erblickte ich eine Dame, die durch ihre Unterhaltung mit dem einen der Knaben eine Stockung in den Wechsel der Plätze brachte. Noch konnte ich ihr Gesicht nicht sehen, das ein feiner Strohhut mit breitem Rande und weißen Bändern bedeckte: aber ich hörte ihre sanfte, überaus wohlklingende Stimme.

— Besorge mir ein Krystallglas, Knabe! sagte sie. Hier ist Geld.

Ich sah, daß sie ihm ein Goldstück zuwarf.

— Sie werden es diesen Nachmittag vorfinden, antwortete der erfreute Knabe. Welche Buchstaben soll ich einschleifen lassen?

— Ist das nöthig?

— Nun, man hat es hier so.

— Gut, so will ich mich der Sitte fügen.

Sie schrieb einige Buchstaben rasch in ein zierliches Notizbuch, riß das Blatt aus und gab es dem Knaben.

Während sie dies ausführte, konnte ich ihr Gesicht beobachten. Das war eine Schönheit, wie ich sie noch nie gesehen, eine Schönheit, die den irdischen Charakter abgestreift zu haben schien! Ich war mehr als überrascht, ich war erstaunt. Wie zart, rein und edel waren diese Züge! Ihre großen blauen Augen, ohne an Glanz zu verlieren, waren durch eine Art Mattigkeit verschleiert, die man füglich Schmachten nennen konnte. Ihr Teint war, unbeschadet der feinen Röthe auf den Wangen, matt weiß, ich möchte sagen von einer durchsichtigen Blässe, die Eleganz ihrer Körperformen war so zart und anmuthig, daß ihre Magerkeit ein Bestandtheil ihrer wunderbaren Schönheit zu sein schien. Es war kein Zeichen einer Krankheit an diesem reizenden Körper vorhanden; und dennoch empfand ich ein banges Gefühl, während ich sie betrachtete. Das war nicht das Leben, das war nicht der Tod; nur die Kraft fehlte dieser Schönheit, die kaum einige zwanzig Frühlinge gezählt haben mochte.

Die zierliche, mit einem weißen Handschuhe eng bekleidete Hand ergriff das ihr gereichte Glas und brachte es an die blaßrothen Lippen Nachdem die fremde Dame getrunken, entschlüpfte sie aus dem Häuschen. Ein seltsamer Schauder durchrieselte mich, als ihr Kleid von brauner Seide mir die Hand streifte.

Meine Mutter hatte getrunken; wir gingen in die Allee zurück, um die vorgeschriebene Promenade zu machen. Die Fremde, in Begleitung einer schon bejahrten Dame, die ich für eine Gesellschafterin hielt, ging mehr als einmal an uns vorüber; je mehr ich sie sah, je mehr ward ich von Bewunderung erfüllt. Sie unterhielt sich lebhaft mit ihrer Begleiterin und redete von Zeit zu Zeit den ersten Badearzt an, der bald hier, bald dort sichtbar war. Ein blasser junger Mann, offenbar sehr krank, suchte, soviel es in seinen Kräften stand, in ihrer Nähe zu bleiben; sie mußte auf ihn, der kaum dem Leben noch angehörte, einen nicht minder großen Eindruck ausgeübt haben, als auf mich. Sein mattes Auge haftete mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht, mit einer traurigen Melancholie auf ihr. Er ging stets allein und schien sich geflissentlich von den Gruppen der übrigen Kurgäste fernzuhalten. Redete ihn der Arzt an, so gab er Antwort, ohne seinen schleichenden Gang zu unterbrechen.

Wer ist die fremde Dame? fragte ich mich. Daß sie einer vornehmen Familie angehörte, lag außer Zweifel. Ich ging in das Brunnenhäuschen und ließ mir das von ihr beschriebene Blatt zeigen. Ich las die Buchstaben A. v. B. Sie war also eine adelige Dame. Während der Morgenpromenade prägte sich mir ihr Bild so fest ein, daß es mir den ganzen Tag vor der

Seele schwebte. Es lag mir viel daran, Näheres über sie zu erfahren und sie kennen zu lernen. Schon denselben Abend wußte ich, daß sie in dem Kurhause die besten Zimmer bewohnte und sich fürstlich bedienen ließ. Man sprach allgemein von der bildschönen Fremden. Am folgenden Morgen ward die Brunnenliste ausgegeben; unter den neuen Gästen stand: „Antonie, Gräfin von Benkowsky". Das war Alles. Der Wohnort, der sonst angegeben ward, fehlte.

Der glückliche Zufall führte uns in dem Brunnenhäuschen wieder zusammen, gerade wie am Morgen zuvor. Sie war ganz in schwarze Seide gekleidet. Die schwarze Farbe hob das zarte Weiß ihres Teints bis zum Blenden; Gesicht, Hals und Schultern schienen aus glänzendem Marmor geformt zu sein. Da die Begleiterin ihr den Shawl trug, konnte ich die zarte elastische Taille und den schlanken Wuchs sehen. Alles an ihr war vollkommen. Der Knabe überreichte ihr ein geschliffenes Krystallglas.

— Trinken Sie Ihre Gesundheit daraus! sagte lächelnd der muntere Bursche.

— Das gebe Gott! rief sie mit einem Seufzer.

Sie trank. Alle ihre Bewegungen waren anmuthig, edel.

— Nimm für Deinen Wunsch! fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das mich entzückte.

Zugleich warf sie ein Goldstück in das leere Glas, das sie nun dem Knaben zurückgab.

— Schöpfst Du mir Gesundheit aus Deiner Quelle, flüsterte sie, so schenke ich Dir ein ganzes Glas voll solcher Goldstücke.

— O, ich werde schon, rief der überglückliche Knabe. Es sind schon Viele hier gesund geworden.

Sie mußte an mir vorüber und schwebte leicht die Stufen hinan. Die Begleiterin reichte ihr einen leichten Sonnenschirm, denn die junge Dame trug heute einen Hut von weißer Seide mit farbigen Blumen. Die Fülle brauner Locken lag sanft eingedrückt an den lieblichen Wangen.

Ich erwachte aus meiner Träumerei, als mich die Mutter zum Fortgehen mahnte.

— Die Dame scheint Dir zu gefallen, meinte sie lächelnd.

— Wie Jedem, der sie sieht, Mutter. Schade, daß sie leidet.

— In ihrem Alter kann die Krankheit leicht gefährlich werden, ich kenne das.

— Sie wird in diesem Bade genesen. Da sie reich ist, kann sie alle erforderlichen Mittel anwenden, welche die Wissenschaft der Aerzte vorschreibt. Auch scheint das Uebel noch im Entstehen zu sein. Begegnete

sie mir an einem anderen Orte, ich würde sie nicht für krank halten.

Wir gingen an ihr vorüber. Wie Tags zuvor unterhielt sie auch heute mit ihrer Begleiterin ein lebhaftes Gespräch. Sie war heiter und unbefangen und kümmerte sich kaum um die traurigen Gestalten der Spazirgänger, die rechts und links schweigend an ihr vorüberschwebten. Die ernste Gesellschaft und das lustige Quodlibet, das die Musiker vortrugen, bildeten einen seltsamen Contrast; mir kam die Musik wie ein unfruchtbares Bemühen vor, traurige Menschen heiter zu stimmen. Nur auf die Gräfin schien sie ihres Eindrucks nicht zu verfehlen, denn diese blieb von Zeit zu Zeit stehen und nickte mit dem Kopfe den Takt; es schien selbst, als ob eine Lust zu tanzen sie anwandelte. Aber plötzlich ward sie wieder ernst, sie hielt ihr weißes Tuch vor den Mund und ging weiter. Ich sah, daß die Begleiterin sie mahnte, an der Quelle zu trinken.

Mein Interesse für die Gräfin war dergestalt angeregt, daß ich beschloß, mich ihr zu nähern. Es lag in diesem Entschusse eine Art Excentricität, die ich mit der besonderen Theilnahme für die schöne Leidende entschuldigte. Auch bedurfte ich einer geistreichen Zerstreuung, eines nicht gewöhnlichen Umganges, wenn ich in dem traurigen Bade nicht der Melancholie anheimfallen wollte,

und Beides glaubte ich bei der schönen Gräfin zu finden.

Ich sann vergebens auf Mittel. Leider bin ich Belletrist, ein Mensch, der von seinem guten Geschmacke lebt; wer kann sich wundern, wenn ich von der Schönheit der Gräfin tiefer ergriffen war, als ein oberflächlicher Beobachter? Der Plan zu einer Erzählung, die ich für ein Journal ausarbeiten wollte, blieb Plan. Meine allzurege Phantasie beschäftigte sich nur mit der Gräfin; bald sah ich sie vollkommen genesen im Uebermuthe der Jugend auf einem glänzenden Balle, bald todtbleich, hinschwindend und dem Grabe verfallen. Ich scherzte mit ihr und weinte um sie. Was wird das Loos dieses wunderbaren Geschöpfes sein? fragte ich mich oft. Es hat die Anwartschaft auf das höchste Lebensglück, und trägt vielleicht den Keim eines frühen Todes in sich. Wie grenzenlos elend muß der Mann sein, der sie liebt, von ihr wieder geliebt wird, und sie in einer Zeit verliert, die ihm die irdische Welt zum Himmel macht.

Es verbreiteten sich in den nächsten Tagen verschiedene Gerüchte über die Gräfin von Benkowsky. Einige meinten, sie sei unglücklich verheirathet; Andere, eine unglückliche Liebe zehre an ihrem Leben. Der Arzt habe sogar geäußert, sie sei die Wittwe eines reichen alten



Edelmannes aus Polen, der ihr ein ungeheures Vermögen hinterlassen habe. Dann auch flüsterte man sich an der Table d'hôte zu, sie sei die Geliebte eines mächtigen russischen Fürsten. Ein englischer Fabrikant wollte sie in London, ein Holländer wollte sie im Haag gesehen haben. Ein Berliner Feuilletonist, der an einem Halsübel litt, wollte sie oft in einer Loge des königlichen Hoftheaters dort bemerkt haben. Die Schönheit sei zu pikant, fügte er hinzu, als daß man sie vergessen könne. Es gab so viel verschiedene Gerüchte über die Gräfin, als Nationalitäten in dem Bade vertreten waren. Die Medisance wuchs an Kühnheit, je weniger sich ihr Opfer um die Gesellschaft kümmerte und je mehr Aufwand es machte. Antonie fuhr in bequemer Equipage, spendete reiche Gaben an hilfsbedürftige Kurgäste und unterstützte die Armen des Ortes. Dabei besuchte sie täglich die Messe, die Morgens zehn Uhr in der katholischen Kirche gelesen ward. Alle diese Gerüchte nährten in mir ein verzehrendes Feuer. Ich mußte Gewißheit haben um jeden Preis.

Eines Morgens ging ich zur Kirche, nachdem ich sie während der Frühpromenade schon bewundert hatte. Es waren nur wenig Andächtige in dem Gotteshause versammelt. Die Gräfin erschien mit ihrer Gesellschafterin. Beide betraten einen Stuhl, in welchem sie knieend die

kurze Messe anhörten. Die reinste Andacht sprach sich in den wunderbaren Zügen aus, die dadurch die Verklärung eines Engels erhielten. Ich war ganz Bewunderung, ganz Verehrung. Das Gotteshaus war nur klein und ländlich geschmückt, aber es forderte unwillkürlich zum Gebete auf. Nie bin ich andächtiger gewesen, als an jenem Morgen. Das religiöse Gefühl steht in einer Art Wahlverwandtschaft mit der Liebe; es ist entweder das Prinzip oder das Ende derselben. In einer seltsamen Stimmung verließ ich die Kirche. Ich fühlte das Bedürfniß, mit mir allein zu bleiben und ging in das Fichtenwäldchen hinter dem Dorfe. Nach einer längern Promenade ließ ich mich auf eine der Bänke nieder, die zwischen den Büschen angebracht waren. Ich zog Heine's Gedichte hervor und begann zu lesen. Der laue Duft des Kiefernadelwäldchens wirkte ermüdend ... ich verfiel unwillkürlich in einen leichten Schlummer. Mein Geist beschäftigte sich mit der Gräfin. Wie lange ich in diesem halbwachen Zustande geblieben bin, weiß ich nicht; ich erwachte und erinnerte mich der Mutter, die über meine lange Abwesenheit besorgt sein mußte. Rasch trat ich den Rückweg durch den Obstgarten an, und erreichte das Hotel. Hier vermißte ich mein Buch, ein Geschenk des Dichters. Heine selbst hatte einige Zeilen für mich auf das erste Blatt geschrieben.

Das mir theuere Buch mußte auf der Bank liegen geblieben sein, auf der ich geschlafen hatte. Ich eilte zurück. Das Fichtenwäldchen war bald erreicht. Indem ich aus einer Biegung des Weges trat, sah ich auf der Bank die Gräfin; sie las in meinem Buche.

Ueberrascht blieb ich stehen.

Ich sah mich um — die Dame war allein. Sollte ich die günstige Gelegenheit, mich ihr zu nähern, unbenutzt lassen? Meine Pulse klopften heftig. Ich faßte mir ein Herz und ging weiter, als ob ich suchte. Meine Schritte erregten endlich die Aufmerksamkeit der Dame: sie erhob sich und trat mir entgegen.

— Sie suchen vielleicht dieses Buch, mein Herr? fragte sie erröthend.

Ich antwortete durch eine Verneigung.

— Hier ist es. Ich war so glücklich, es an dem Orte zu finden, den ich täglich zu besuchen pflege. Verzeihung, daß ich darin gelesen. Ein Buch übt stets eine Art Zauber auf mich aus; ich muß den Inhalt desselben kennen lernen, ohne es eigentlich zu wollen.

— Auch mir geht es so.

— Und hier zumal, wo es der Unterhaltung so wenig giebt, ist ein gutes Buchei ne willkommene Erscheinung. Heine gehört zu den Dichtern, die ich vorzüglich schätze.

— Gewährt Ihnen das Buch Unterhaltung, so verfügen Sie nach Gefallen darüber.

— Ich wagte die Bitte nicht auszusprechen; da Sie mir aber so freundlich entgegenkommen, mein Herr, nehme ich Ihr Erbieten an. Während meines Aufenthaltes in diesem traurigen Bade habe ich keine Lecture gehabt — und ich sehne mich so schmerzlich danach.

— Wie bedaure ich, daß es mir nicht früher vergönnt war, Ihnen meine Dienste anzubieten. Ich führe eine kleine Reisebibliothek bei mir.

— Tausend Dank, mein Herr! rief lächelnd die Gräfin, und die muntere Laune schien zurückzukehren, die ich während der Morgenstunden an ihr bemerkt hatte. Freilich werde ich in der Unterhaltung mit meinem Buche die Unterhaltung mit den Menschen ein wenig vernachlässigen — passionirte Leser gleichen sich mehr oder weniger, aber sie leben Alle in der unsichtbaren Welt der Dichtung, die stets eine eigene Anziehungskraft ausübt. Dieser Ort vorzüglich ist dazu geeignet ...

— Ich ziehe mich zurück, damit Sie die Welt der Dichtung betreten können.

Die junge Dame ward ein wenig verwirrt.

— Das wollte ich damit nicht andeuten! flüsterte sie erröthend. Mir bleibt Zeit genug, Ihr Buch zu lesen, wenn Sie mir anders nicht eine Grenze setzen ...

— Nein, nein! rief ich aus. Könnte ich mir das Glück Ihrer Unterhaltung dadurch erkaufen, ich würde Ihnen für ewige Zeiten meine ganze Bibliothek abtreten.

Die Gräfin verneigte sich mit einer so anmuthigen, ich möchte sagen so kindlichen Grazie, daß ich ihr hätte die Hand küssen mögen, die das Buch hielt. Mit feinem Takte lenkte sie das Gespräch auf einen andern Gegenstand, und ich hatte nun Gelegenheit, ihren Scharfsinn, ihre Bildung zu bewundern. Alles verrieth, daß sie für die große Welt erzogen war und sich in ihr bewegt hatte. Wir gingen langsam durch die Wege des schattigen Wäldchens. Je länger ich bei der jungen Dame war, je mehr mußte ich sie bewundern, je größer ward meine Verehrung für sie. Wie gern hätte ich Näheres über ihre Verhältnisse erfahren; aber ich konnte füglich nicht danach fragen. Nach einer halben Stunde sah ich die Gesellschafterin kommen.

— Sie haben zuerst von diesem einsamen Plätzchen Besitz genommen, sagte ich; es wäre eine unverzeihliche Indiscretion, wollte ich Ihr Prioritätsrecht nicht ehren. Ich erlaube mir, an der Quelle Ihnen neue Bücher zu überreichen.

— Sie verhüllen Ihre Kritik über meine mündliche Unterhandlung in ein so angenehmes Gewand, daß ich

ihr nicht böse werden kann. So werde ich Ihnen an der Quelle das Buch zurückgeben.

— Verzeihung — wenn es mir vergönt wäre, die einsame Stunde mit Ihnen zu theilen ...

— Sie erzeigen der Leidenden eine Gunst, mein Herr, indem Sie ihr das Badeleben durch eine geistreiche Unterhaltung angenehm machen. Aber ich fürchte, daß ich Ihre Frau Mutter beraube ...

— Wie? Sie wissen, daß ich eine Sohnespflicht übe ...

— Ich weiß es. Sie bringen ein Opfer, indem Sie ein Stück Ihres Daseins an diesem traurigen Orte verleben. Mir ist Niemand gefolgt, ich bin auf fremde, bezahlte Personen angewiesen.

— Finden Sie Gefallen in dem Umgange mit einer alten, würdigen Frau, so ...

— Mein Herr, ich wagte diesen Wunsch nicht auszusprechen.

— Er ist erfüllt, ehe Sie ihn aussprechen. Diesen Nachmittag am Brunnenhäuschen stelle ich Ihnen meine Mutter vor, die seit dem ersten Erblicken ein lebhaftes Interesse für Sie empfindet.

Sie reichte mir ihre Hand.

— Mag sich die gute Dame meiner annehmen.

— Auf Wiedersehen diesen Nachmittag.



— Auf Wiedersehen! antwortete sie, freundlich nickend.

Ich küßte die zierliche Hand, und eilte nach meinem Hotel zurück. Es kostete mir Mühe, ohne Exaltation meine Mutter von dem zu unterrichten, was ich erlebt hatte. Die gute Frau schüttelte zwar ihr greises Haupt, aber sie versprach, eine Bekanntschaft mit der Gräfin anzuknüpfen, welche das allgemeine Interesse der Kurgäste in Anspruch genommen hatte. Als die Nachmittags-promenade geendet, war die erste Annäherung der beiden Frauen geschehen, und meine Mutter war entzückt über die Liebenswürdigkeit der jungen Gräfin. Denselben Abend machte sie mit der neuen Freundin eine Spazir-fahrt in der glänzenden Equipage. Ich blieb natürlich zurück, um das Aufsehen zu vermeiden, denn in den Bädern ist man geneigter, Betrachtungen anzustellen und Verhältnisse zu deuten, als in dem gewöhnlichen Leben der Städte.

2.

Soviel wußte ich schon den folgenden Tag, daß die Gräfin weder eine Wittwe noch eine Frau war. Ich hatte nämlich folgende Unterhaltung mit der Gesell-schafterin gehabt, die ich zufällig in dem Parke des Kurhauses getroffen, während die Herrin auf dem Flügel

in ihrem Zimmer fantasirte. Da ich diese Frau, die vielleicht vierzig Jahre zählen mochte, Madame Koswig nennen gehört, redete ich sie so an.

— Wie befindet sich die Frau Gräfin, Madame Koswig?

— Gut, recht gut! antwortete sie lächelnd. Aber Verzeihung, wenn ich mir eine Berichtigung erlaube.

— Berichtigen Sie, Madame Koswig, sagte ich, indem ich an ihrer Seite den Spazirgang fortsetzte.

— Meine Herrin ist, so viel ich weiß, noch keine Frau.

— So viel Sie wissen?

— Nun ja. Ich nenne sie zwar gnädige Gräfin, aber sie ist noch ein Fräulein, und zwar ein liebenswürdiges Fräulein.

— Ohne Widerrede; sie vereinigt alle Eigenschaften, die eine junge Dame in hohem Grade zieren.

— Seit einem Jahre bin ich in ihrem Dienste, fuhr Madame Koswig fort.

— Nicht länger?

— Nein, mein Herr; ich rechne diese Zeit zu der angenehmsten meines Lebens. Die Gräfin hat das beste Gemüth und läßt mich meine subordinirte Stellung kaum empfinden, wenn sie auch in manchen Beziehungen zurückhaltend ist.

— Sie wissen, daß Ihre Herrin sich meiner Mutter angeschlossen hat?

— Ja, mein Herr. Es ist gut, recht gut, denn die gute Gräfin, die sich sonst schwer einer fremden Person anschließt, findet eine heilsame Zerstreuung. Bis jetzt hat sie jede Bekanntschaft zurückgewiesen und einsam gelebt. Lectüre und Musik waren ihre einzige Unterhaltung.

Die Nachricht von der Unzugänglichkeit der jungen Dame erfüllte mich mit einem geheimen Entzücken. Wie leicht war mir die Anknüpfung der Bekanntschaft geworden; Antonie war mir selbst entgegengekommen! Meiner Eitelkeit ward dadurch nicht wenig geschmeichelt.

— Ich bitte Sie um eine Gefälligkeit, Madame Koswig.

— Kann ich dienen, so halten Sie sich dessen versichert, antwortete die Frau, die gewandt in ihrem Benehmen und nicht ohne Bildung war.

— Die junge Gräfin wünscht sich meiner Mutter während der Kurzeit anzuschließen.

— Sie hat mir mit Genugthuung gesagt, daß dies bereits geschehen ist.

— Es ist nicht nur unser Wunsch, sondern selbst Nothwendigkeit, daß wir die zartesten Rücksichten auf die Leidende nehmen. Ein Wort, die Anziehung eines Ver-

hältnisses kann sie, ohne daß wir es ahnen, unangenehm berühren, und wir möchten so gern Alles vermeiden, was die Empfindsamkeit der Kranken erregt. Deshalb erscheint es nöthig, daß wir eine oberflächliche Kenntniß von den Verhältnissen der jungen Dame erhalten.

— Und Sie meinen, ich solle sie Ihnen geben?

— Sie verpflichten mich, und vielleicht auch Ihre Herrin.

— Das Wenige, was ich weiß, will ich berichten. Vor einem Jahre suchte eine junge Dame von Stand durch die Zeitungen eine Gesellschafterin. Die Eigenschaften, die gefordert wurden, glaubte ich zu besitzen, ich meldete mich, fand die kränkelnde Gräfin, und ward von ihr angenommen.

— Hatte sie früher keine Umgebung?

— Während ihres kurzen Aufenthaltes in Berlin, wo ich zu ihr kam, scheint sie nur einen alten Lohndiener gehabt zu haben; ich habe eine andere Bedienung nicht gesehen. Sie bewohnte in dem größten Hotel die besten Zimmer. Nach dem Aufwande, den sie macht, zu urtheilen, muß sie bedeutende Revenüen haben. Sie ist freigebig bis zur Verschwendung, und sie selbst macht sich das Leben so angenehm und bequem als möglich. Ah, mein Herr, sie versteht die Kunst zu leben! Ich

habe oft ihren Geschmack und ihren Takt bewundert. Für eine so liebenswürdige, ich möchte sagen auffallend liebenswürdige Erscheinung ist es nicht leicht, Annäherungen auszuweichen, die compromittirend werden können.

— Sie haben Recht, Madame! Eine alleinstehende junge Dame giebt zu Vermuthungen Anlaß, und die Vermuthungen machen oft sehr kühn. Seit einem Jahre begleiten Sie Ihre Herrin?

Nicht länger.

— Und seit dieser Zeit haben Sie nichts von der gräflichen Familie erfahren?

— Weder ein Glied derselben gesehen, noch Etwas davon gehört. Ich kenne nur den Namen, der ohne Zweifel polnischen Ursprungs ist. Die Gräfin empfängt selten Briefe ...

— Und aus welcher Quelle fließen ihre Revenüen?

— Sie hat stets Wechsel auf große Bankhäuser; erst gestern empfing sie durch die Post eine Geldsendung von tausend Louisd'or aus Kassel, der diesem Bade zunächst gelegenen großen Stadt. Mangel kennt sie nicht; die Goldquelle ist stets offen. Wohl oft hat mich die Neugierde angewandelt, zu wissen, wer meine liebenswürdige Herrin eigentlich ist; aber Sie begreifen wohl, daß ich in meiner Stellung diese Neugierde bekämpfen mußte.

— Die Gräfin spricht viel und lebhaft mit Ihnen, wie ich auf den Promenaden gesehen ... hat sie nie aus eigenem Antriebe ihrer Familie erwähnt?

— Nie, mein Herr! Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß sie absichtlich diesen Punkt vermeidet.

— Das ist seltsam.

— Die Gräfin ist krank ...

— Leider! seufte ich unwillkürlich.

— Und doch kümmert sich die Familie nicht um sie.

— Man scheint die Geldsendungen für eine hinreichende Sorge zu halten.

— Aber meine Herrin nimmt sie nicht dafür.

— Woraus schließen Sie das, Madame?

— Der Grundzug ihres Charakters ist Gutmüthigkeit und eine stete Heiterkeit.

— Die ich bemerkt habe.

— Aber so oft sie einen Brief empfängt, der Wechsel enthält, kommt es mir vor, als ob sie mit Mühe eine Art Traurigkeit verbannte, die sie mir geheim zu halten strebt. Sie seufzt, wirft das Papier in den Secretair und sucht sich dann durch Klavierspiel wieder zu erheitern. Ohne Instrument und Bücher kann sie nicht leben. Wenn Sie unsere Unterhaltung in der Promenade beobachten, so müssen Sie schließen, daß wir auf

einem sehr vertrauten Fuße leben ... es ist nicht so; die Gräfin benimmt sich freundlich und gütig, sie überschüttet mich mit Wohlthaten, und dennoch kann ich mich ihres Vertrauens nicht rühmen. Sie bleibt stets die Gebieterin, ich die Dienerin. Bei dem völligen Mangel an Umgang sollte ich meinen, daß sie einer theilnehmenden Freundin bedürfte ... ich bin erfreut, daß sie endlich in Ihrer Frau Mutter eine solche erkohren hat. Sie spricht mit Begeisterung von der würdigen Dame und bedauert, daß sie krank ist.

Ich schwieg einige Augenblicke, um über das Gesagte nachzudenken. Ach, es gab mir ja so viel Stoff zu ernstem Nachdenken!

— Wie wissen Sie, daß die Gräfin noch unverheirathet ist? fragte ich, von einer seltsamen Gedankenverbindung getrieben.

— Ich nannte sie im Anfange meiner Dienstzeit einmal gnädige Frau Gräfin; da sagte sie mir lächelnd, sie sei keine Frau, sie habe bis jetzt ihre Freiheit bewahrt. Doch, wie ich bemerke, hat sie das Spiel eingestellt — Sie erlauben mir, daß ich mich entferne, mein Dienst ruft. Discretion brauche ich Ihnen wohl nicht anzuempfehlen. Auf Wiedersehen, mein Herr!

Madame Koswig ging in das Kurhaus, an dessen Hauptfaçade sich der kleine Park hinzog, den ich zu mei=

nem Spazirgange benutzte. Die Gräfin bewohnte einige Zimmer des ersten Stockes. Ich blickte mit Sehnsucht hinauf. Da stand sie in einem himmelblauen Kleide am Fenster. Ihr schönes Haupt war mit einem eleganten Häubchen geschmückt. Als sie mich bemerkte, grüßte sie lächelnd zuerst. Mir schwand fast die Besinnung bei diesem freundlichen Gruße, denn er verrieth, daß ihr meine Annäherung mehr als willkommen war, und wie ich so eben gehört hatte, durfte sich Keiner ihrer Freundschaft rühmen. Unwillkürlich blieb ich stehen, den Hut in der Hand.

Zu meiner Ueberraschung neigte sie sich aus dem Fenster, das nicht hoch war.

— Hat Ihre liebe Mutter über den Abend verfügt? fragte sie herab.

— Nein, stammelte ich.

— Darf ich sie zu einer Spazirfahrt nach den Eggestersteinen einladen?

— Ich nehme statt ihrer die Einladung an.

— Und Sie?

— Ich! antwortete ich achselzuckend.

— Das Bad ist entsetzlich langweilig.

— Man muß sich fügen.

— Begleiten Sie Ihre Mutter, ich stelle Ihnen meinen Wagen zur Verfügung.

— Und Sie, gnädige Gräfin?

— Nun, ich begleite Sie, wenn Sie es mir nicht abschlagen.

Was sollte ich darauf antworten? Ich möchte wohl in einem Spiegel den Ausdruck meines Gesichts gesehen haben, als ich endlich sagte:

— Wir werden uns bemühen, Sie zu unterhalten.

— In einer Viertelstunde halte ich vor Ihrem Hotel. Ist es Ihnen recht?

— Wir erwarten Sie!

Antonie verschwand von dem Fenster. Ich eilte zu meiner Mutter und traf die Vorbereitungen zu der Spazirfahrt. Um die bestimmte Zeit kam der Wagen. Antonie selbst holte meine Mutter aus dem Zimmer ab. Das Wetter war prachtvoll, als wir durch die üppigen Kornfelder fuhren. Die Gräfin gestand, daß sie sich in einer so heitern Stimmung befände, wie selten; sie meinte, der Umgang mit guten, gefühlvollen Menschen sei eine unerläßliche Bedingung zum glücklichen Leben. Meine Mutter pflichtete ihr bei, machte jedoch die Bemerkung, daß größtentheils die Menschen selbst sich untereinander das Leben verkümmerten, das doch so rasch verflöge.

— Wie recht haben Sie! sagte die Gräfin im Tone der Ueberzeugung.

— Sollten Sie in dieser Beziehung schon traurige Erfahrungen gemacht haben? fragte ich.

— Leider, leider, mein Herr! Doch brechen wir ab, ich will meine frohe Laune nicht durch Erinnerungen beeinträchtigen, die ich gern für immer verbannen möchte.

Das Gespräch stockte. Sollten diese Erinnerungen eine Herzensangelegenheit betreffen? fragte ich mich. Sollte sie eine unglückliche Liebe zu beklagen haben? Ich weiß nicht, woher es kam, aber ich fühlte mich so gedrückt, so ängstlich, daß mir der Muth fehlte, auf dem Wege näherer Bekanntschaft mit der Gräfin weiter fortzugehen. Mir war, als ob ich ein gefährliches Spiel mit mir selbst triebe.

Wir kamen bald bei dem Weiher an, an dessen Ufer sich die stolzen Felsen erheben, die man „Eggestersteine“ nennt. Die Gräfin war entzückt bei dem Anblicke der reizenden Landschaft, die, von der Abendsonne mit einem blendenden Purpur übergossen, vor uns lag. Wir stiegen aus. Ich leistete den Damen Cavalierdienste. Meine Hand zitterte, als ich sie der wunderholden Antonie reichte. Ihr Hauch berührte meine Wangen, während sie ausstieg. Dann dankte sie mit einer Anmuth, die mich entzückte. Mir war, als ob ich mit jeder Stunde neue Schönheiten an ihr entdeckte. Sie sah die beiden Kähne auf dem großen Weiher,

dessen Fluth die Felsen bespülte. In wahrhaft kindlicher Freude sprach sie den Wunsch aus, eine Spazirfahrt auf dem Wasser zu machen.

— Dieser Wunsch wird leicht befriedigt sein, gab ich ihr lächelnd zur Antwort.

— Wahrhaftig?

— Ich erbiete mich, Ihnen den Dienst als Gondelier zu leisten.

Ein Mann löste auf meinen Antrag die Kette, und wir bestiegen den Kahn. Meine Mutter hatte es vorgezogen, vom Ufer aus, wo sie an einem lieblichen Plätzchen saß, der Fahrt zuzusehen. Da ich wirklich ein geschickter Ruderer bin, so durchschnitt der leichte Kahn rasch die blinkende, ruhige Wasserfläche. Antonie saß mir gegenüber und überließ sich dem poetischen Genusse, den die Fahrt inmitten der herrlichen Abendlandschaft gewährte. Wir glitten an dem entfernten jenseitigen Ufer hin.

— Was ist das? rief sie plötzlich.

Ich senkte das Ruder.

— O, sehen Sie doch die prächtigen Waldblumen dort!

— Machen sie Ihnen Freude?

— Ich möchte mir einen Strauß pflücken.

— Steigen wir aus.

Der Kahn hielt; wir standen am Ufer. Der Blumenflor warso prachtvoll, wie ich ihn nie gesehen. Antonie, freudig wie ein Kind, tummelte sich in dem hohen Farnkraute und pflückte einen hohen Strauß, mit dem sie ihr Zimmer schmücken wollte. Ich war ihr natürlich dabei behilflich.

— Ach, hier möchte ich immer leben! rief sie aus. Dieses einsame Thal bringt der Schönheiten so viel, daß es einer langen Zeit bedarf, um sie alle zu genießen.

— Sie würden bald die Freuden der Stadt vermissen, warf ich ein.

— Ich glaube nie, nie! rief sie mit Bestimmtheit.

— Ist das nicht zu viel gesagt?

— Und doch, meinte sie, indem sie den duftenden Strauß an ihr glühendes Gesichtchen drückte. Diese Blumen blühen ja nur eine kurze Zeit des Jahres, bald kommen die rauhen Stürme und zerstören sie. Die Blume gleicht dem Menschen — er hat, wie sie, seine Blüthezeit, die bald verschwindet. Die meinige, glaube ich, ist schon dahin. Gott giebt jedem Alter seine Keime des Glückes, und wenn sich diese Keime zu ihrer Zeit nicht entwickeln können, so bleiben sie unfruchtbar in der Seele zurück. So habe ich den Launen meiner Jugend nicht folgen können, und ich finde sie jetzt, wo die erste

Jugend entflohen ist, in mir wieder; ich trete in die Vergangenheit zurück, um die Freuden zu nehmen, die sie mir verweigert hat.

— So geht es auch mir; ich finde oft in meiner Seele unbefriedigte Wünsche eines frühern Alters. Es beschleicht mich der Wunsch, ein Kind zu den Füßen meiner Mutter zu sitzen, das Haupt in ihren Schooß gelegt, ihr Alles zu sagen, was mein Herz und meinen Geist bewegt. Aber ...

Ich konnte nicht fortfahren, denn ich fühlte, daß ich zu viel sagen würde.

Antonie sah mich an, als ob sie den Schluß meiner Rede erwartete.

— Aber das sind nur Träume, fügte ich rasch hinzu, Träume, die damit stets endigen, daß ich mich erinnere, es giebt noch andere Keime, die außer der Jahreszeit sich entwickeln, wie Sie vorhin ganz richtig bemerkten, und auch solche, die nie zur Entwickelung gelangen. Aber warum sollen wir auf die Rückkehr des Glückes zählen, das uns die Vergangenheit schuldig geblieben? Bietet uns denn die Gegenwart so wenig?

Die Gräfin hatte verwirrt ihre Blumen betrachtet.

— Mein Gott, rief sie plötzlich in einem klagenden Tone, warum betrachten wir die Einzelheiten des Lebens

so genau? Ich bin thöricht gewesen, Ihnen meinen Aberglauben auszusprechen. Lassen wir die Träumereien, besteigen wir den Kahn und fahren wir zu Ihrer Mutter zurück.

Wir traten aus dem Gebüsche an das Ufer — da schwamm unser Kahn, den ich anzuschließen vergessen, auf der Mitte des Weihers Uns blieb nichts übrig, als auf einem großen Umwege zu Fuß zu meiner harrenden Mutter zurückzukehren. Antonie war rasch entschlossen. Das Ufer bot aber so viele Hindernisse, daß ihr zarter Fuß auf dem unebenen Boden oft strauchelte. Ich bot ihr meinen Arm; sie nahm ihn mit einem Lächeln an, das sagen sollte: es geht nicht anders. Bald zeigten sich Vertiefungen, die wir überspringen mußten. Für mich war dies kein Hinderniß, aber für die zarte, schwache Gräfin.

— Vertrauen Sie sich mir an? fragte ich.

Sie nickte mit dem Kopfe, nachdem sie trostlos sich umgesehen und einen Rettungsweg nicht bemerkt hatte. Ich umschlang ihren schönen Körper, hob sie empor und sprang über die Vertiefung. Die Furcht veranlaßte sie, mit dem Arme meinen Hals zu umfassen. Sie war purpurroth, als ich sie zu Boden setzte. Trotz ihrer Verwirrung dankte sie mir für den geleisteten Dienst. Arm in Arm setzten wir den Weg fort und erreichten

endlich das Plätzchen, wo meine Mutter saß; sie war erstaunt, uns so ankommen zu sehen. Wir nahmen nun ein einfaches Abendessen im Freien ein, und fuhren nach dem Bade zurück, das wir mit den raschen Pferden vor dem Eintritte der Nachtkühle erreichten.

Dieser Abend entschied für mein Leben. Ich fühlte, daß ich Antonien liebte, daß sie mein ganzes Herz ausfüllte. Wir trafen uns jeden Mittag in dem Fichtenwäldchen, und hier bot sich mir Gelegenheit, die Entwickelung ihrer reizenden Natur zu beobachten, die keine Ahnung von der Gefahr hatte, der sie sich und mich aussetzte. Mir schien, als ob sie die Hinneigung zu mir für ein Bedürfniß nach Unterhaltung, für den gewöhnlichen Anschluß an einen theilnehmenden Freund hielte. Indem ich mich ganz der Freude überließ, sie zu beobachten und zu bewundern, merkte ich den Fortschritt meiner Leidenschaft kaum. Hatten wir uns auch bei meiner Mutter gesehen, so fanden wir uns doch pünktlich in dem Wäldchen wieder, das zu besuchen ihr der Arzt vorgeschrieben. Nach einiger Zeit glaubte ich zu bemerken, daß die Gräfin nicht mehr so offen, so kindlich naiv war, wenn wir uns allein befanden, als früher; sie ward verlegen und sprach zurückhaltender. Ich war eitel genug zu glauben, daß in ihrem Herzen eine Veränderung vorgegangen sei. Stand sie nicht in dem

Alter, in dem man die Liebe erwartet, in dem man dies Gefühl überall zu erkennen glaubt? Wenn sie bereits einem Manne zugethan wäre, schloß ich weiter, würde sie sicherlich auf den Umgang mit mir Verzicht geleistet haben. Ihr Leben hatte ein so wunderbares Interesse für mich, es trat aus den Schranken alltäglicher Gewohnheiten so entschieden hervor, daß ich mit Schrecken an die Trennung dachte, die mit jedem Tage näher rückte. Mit den Reizen ihres Körpers und Geistes verband sich das Geheimnißvolle ihrer Familienverhältnisse, um mich völlig zu fesseln. Nie war sie wieder darauf zurückgekommen und mehr als einmal hatte ich bemerkt, daß sie geschickt vorbeugte, wenn ich unwillkürlich mich dem Punkte näherte.

Der Anfang des Monats August bot kalte, unfreundliche Tage; es regnete anhaltend. Der Besuch des Wäldchens ward dadurch unterbrochen. Ich sah selbst die Gräfin auf den Morgenpromenaden nicht mehr. Die Stimmung, die sich meiner bemächtigte, vermag ich nicht zu beschreiben. Meine Mutter war besorgt; ich errieth es, obgleich sie ihre Besorgniß nicht aussprach.

— Wie geht es der Gräfin? wagte ich einmal zu fragen.

— Ich habe sie besucht, sie darf das Zimmer nicht verlassen, so lange es unfreundliches Wetter ist.



— Mutter, was halten Sie von dem Zustande der jungen Dame?

— Zwar bin ich kein Arzt, aber er kommt mir bedenklich vor.

Ein Schreck übermannte mich, der mich zittern machte. Ich hatte wohl an die Trennung, nie aber an die Krankheit gedacht, die mir Antonien für immer rauben konnte.

— Theodor, sagte ernst die Mutter, Du gehst auf einem gefährlichen Wege, ich habe es seit einiger Zeit mit Schmerz bemerkt. Verhehle mir den Zustand Deines Herzens nicht — Du liebst die Gräfin. Wie bedaure ich, daß ich gewissermaßen die Hand dazu geboten.

— Mutter, machen Sie sich keine Vorwürfe! bat ich, meinen Zustand verbergend.

— Ich gebe Dir zu bedenken, fuhr sie fort, daß, wenn auch die Familienverhältnisse der jungen Dame Dir nicht hinderlich sein sollten in der Erfüllung Deines Herzenswunsches, Dir doch die Krankheit derselben alle Vorsicht auferlegen müßte. Du strebst nach einem Gute, dessen Erlangung, so schätzbar es auch sein mag, einen Mann doppelt unglücklich machen wird, da voraussichtlich der Besitz nur ein kurzer sein kann. Je liebenswürdiger die Gräfin ist, je furchtbarer muß der Schmerz über ihren Verlust sein. Da Du sie nicht besitzen kannst, wäre es thöricht, wenn Du der Liebe zu ihr Raum gäbest.

Ich schließe meine Kur — wir werden morgen abreisen.

— Nein, nein, Mutter! rief ich bestürzt.

— So weit ist es schon gekommen? fragte sie schmerzlich.

— Mutter! Mutter!

— Es ist besser, Du trennst Dich jetzt von ihr, wo Du Deine Gefühle noch zu beherrschen vermagst . . .

— Ich vermag es nicht mehr! Gönne mir wenigstens so lange den Umgang mit ihr, als es der Himmel gestattet. Ist das Glück auch kurz, so ist es doch so überschwänglich, daß es ein ganzes Leben aufwiegt.

— Und die Gräfin? fragte besorgt die gute Mutter.

— Ich glaube, daß ich ihre Zuneigung besitze.

— Du glaubst es. Zugegeben, es ist so: willst Du der Dame den Abschied aus der Welt erschweren? Glaube mir, sie ist dem Grabe verfallen. Du darfst sie nicht lieben, darfst ihre Gegenliebe nicht erwecken.

— Und wenn nun schon Alles geschehen ist?

— Dann bedaure ich Euch Beide!

Ein Klopfen an der Thür unterbrach dieses ernste Gespräch. Ich forderte zum Eintreten auf und die Gesellschafterin der Gräfin erschien. Sie überreichte mir einen Brief.

— An mich? fragte ich in der Verwirrung, ohne die Adresse zu lesen.

— Ja, mein Herr.

Ich erbrach das Siegel. Antonie bat mich in wenig Worten um Uebersendung neuer Bücher aus meiner Reisebibliothek. Zugleich bedauerte sie, daß die ungünstige Witterung, die sie an das Zimmer fessele, unsere gewöhnlichen Unterhaltungen unterbrochen habe. Ein herzlicher Gruß an meine Mutter und mich schloß den zierlich und in gewählten Ausdrücken geschriebenen Brief.

— Sagen Sie Ihrer Herrin, daß ich die Ehre haben würde, ihr persönlich die Bücher zu überbringen.

Madame Koswig verneigte sich und ging.

— Theodor, Du begehst eine Unklugheit! mahnte die Mutter, die leider nur zu gütige und nachsichtsvolle. Es wäre besser, Du machtest Dich mit dem Gedanken vertraut, die arme Antonie nie wieder zu sehen. Betrachte die Angelegenheit als einen schönen Traum, und Du wirst bald die Ruhe wiederfinden, die zu Deinem künftigen Glücke nöthig ist. Folge meinem Rathe! bat sie.

Jedes ihrer freundlichen und vom reinsten Muttergefühle dictirten Worte war vergebens; ich wählte eine Anzahl Bücher aus und eilte nach dem Kurhause.

3.

Der Regen floß in Strömen aus dem tiefgrauen Himmel herab. Wie trostlos sahen die Promenaden aus. Nirgends, selbst in dem verdeckten Gange nicht, zeigte sich ein Spazirgänger. In dem zierlichen Brunnenhäuschen, an dem ich vorüber mußte, rieselte traurig monoton die Quelle ihren Wasserstrahl in das Marmorbassin. Die beiden Knaben, froh des Dienstes entbunden zu sein, unterhielten sich lachend und trieben muntere Spiele. Wo sonst ernstes Schweigen herrschte, regte sich die Freude der Jugend. Lebhaft sehnte ich mich nach der Zeit zurück, in der mein Herz noch kein Bedürfniß empfand. Ich erinnerte mich der Worte Antonien's, die sie an dem Weiher zu mir gesprochen hatte. Unwillkürlich drängte sich mir die Ansicht auf, daß ich diese Worte recht deutete, wenn ich annähme, sie habe sich in der Lage befunden, in der ich mich jetzt befand: dem Herzen war die Erreichung eines schönen Zieles versagt.

Meine Pulse klopften, als ich den Corridor in dem Kurhause betrat. Ich kannte das Zimmer. Leise und mit bebender Hand öffnete ich die Thür. Madame Koswig empfing mich.

Sie zeigte auf die geöffnete Thür eines kleinen Salons. Antonie stand lächelnd in der Mitte desselben.

— Willkommen, mein lieber Freund! flüsterte sie.

Ich beeilte mich in einer unbeschreiblichen Bewegung ihr die Hand zu küssen. Ich hätte weinen mögen, denn sie sah so blaß aus, wie noch nie.

— Verzeihung, daß ich nicht früher gekommen bin! stammelte ich, denn ich glaubte einen Vorwurf in dem Ausdrucke ihres engelgleichen Gesichts zu lesen. Aber dieser Vorwurf war so mild, so bittend, daß er eher einer Klage glich, die sie nicht auszusprechen wagte. Mein Gott, was hätte ich in diesem Augenblicke gethan, um die Leidende zu erfreuen! Ich fühlte, daß ich fähig gewesen wäre, mein Leben zu opfern. Vielleicht, fuhr ich fort, habe ich eine Stunde gewählt, in der Sie mich nicht erwarteten — es ist noch früh.

— Den Freund erwartet man stets! antwortete sie mild lächelnd. Seien Sie mir tausendmal willkommen.

Wir ließen uns in dem Sopha nieder, nachdem ich meine Bücher auf den Tisch gelegt hatte. Der herzliche Empfang hatte mich jedes Vorwandes zu meinem Besuche überhoben. Jetzt sah ich, daß Antonie einen Brief in der Hand hielt, den sie mir verbergen wollte.

— Ich störte Sie in einer Lectüre? begann ich.

— Und wenn auch, antwortete sie; die Störung ist mir eben so willkommen, als Ihr lieber Besuch selbst.

Hastig verbarg sie den Brief in der Tasche ihres

Kleides von schwarzer Seide. Ich fühlte eine Anwandlung von Eifersucht und konnte mich der Frage nicht erwehren, die ich mit unsicherer Stimme aussprach:

— Hat der Brief eine unangenehme Nachricht gebracht?

Antonie zog den Brief wieder hervor.

Sie zerdrückte ihn wie krampfhaft in der zarten Hand. Ihre bleichen Lippen zitterten und der Busen hob sich stürmisch. Eine heftige Bewegung hatte sich ihrer bemächtigt. Mit Furcht und Zagen erwartete ich die Antwort. Sie schwieg lange; ihre Blicke hafteten auf dem Briefe, der das Postzeichen „Berlin" trug. Plötzlich sah sie auf; eine wunderbare Energie sprach sich in ihren sonst so milden Blicken aus. Diese Verwandlung erschreckte mich auf's Neue. Indem ich sprechen wollte, fragte sie hastig:

— Mein Freund, haben Sie Furcht vor dem Tode?

Ich bebte zusammen.

— Wie kommen Sie zu dieser Frage?

Antonie blieb ruhig ernst.

— Ich möchte Ihre Ansicht hören. Antworten Sie mir unumwunden, ich bitte Sie darum. Wenn man Ihnen jetzt sagte: Ihre Tage sind gezählt, Sie haben nur noch bis dahin zu leben ...

— Mein Gott, unterbrach ich sie zitternd, ist man so thöricht gewesen, Ihnen solche Dinge zu sagen?



— O, so antworten Sie mir doch! rief sie ungeduldig. Es liegt mir viel daran, von Ihnen zu hören, wie Sie darüber denken.

— Ihnen gegenüber, meine liebe Gräfin, müßte ich bedauern, das Leben so zeitig verlassen zu müssen, das noch einen Schatz birgt, den ich in jener Welt nicht finde.

— Das ist ein Unglück, wahrlich, das ist ein großes Unglück. Aber, fuhr sie rasch fort, wenn man weiß, daß der kostbarste Schatz in dieser Welt nicht zu erreichen ist, wenn man keine Hoffnung hat ... wenn Alles, was man unternimmt, fruchtlose Bemühungen sind ... würden Sie dann noch an dem irdischen Leben hängen?

— Im Namen Gottes, woher kommen Ihnen diese schwarzen Gedanken? unterbrach ich sie erschreckt.

Antonie warf einen melancholischen Blick auf den Brief.

— Der hiesige Badearzt schien über die Natur meiner Krankheit nicht im Klaren zu sein, weil er die Antecedentien derselben nicht kannte.

— Ich weiß es.

— Sie, mein Freund? fragte sie.

— Ich habe bei dem Arzte Erkundigungen eingezogen. Er sagte mir, was Sie mir so eben gesagt. Hat er an Ihren früheren Arzt in Berlin geschrieben?

— Ja.

— Und die Antwort?

— Ist diesen Morgen unter meiner Adresse, aber versiegelt eingetroffen.

— Demnach wissen Sie nicht...? fragte ich ernstlich.

— Ich habe den an den Badearzt bestimmten Brief geöffnet.

— Wie unvorsichtig!

— Immerhin, aber ich wollte die Wahrheit kennen.

— Und was antwortet der Arzt in Berlin?

— Daß ich den nächsten Frühling nicht erleben werde.

Ich stieß unwillkürlich einen Schrei aus und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Als ich nach einigen Augenblicken die junge Dame wieder ansah, umschwebte ein kaum merkliches Lächeln ihren schönen Mund.

— Ach, flüsterte sie, wie Sie jetzt, war auch ich anfangs davon ergriffen, denn jeder Sterbliche besitzt instinktmäßig Furcht vor dem unbekannten Lande, aus dem Keiner zurückkehrt, wenn er es einmal betreten hat. Dann aber habe ich nachgedacht und bin ruhiger geworden.

— Nein, rief ich, das ist nicht möglich! Sie haben den Brief nicht recht gelesen, Sie haben ihn falsch verstanden.

Antonie reichte mir den Brief, den sie in der Hand hielt.

Ich suchte die Unterschrift; sie war die eines berühmten Arztes.

— Lesen Sie! Lesen Sie! sagte Antonie.

Ich las hastig die Zeilen. Der Arzt erzählte, wie er vor einigen Jahren das Uebel der Gräfin kennen gelernt, bezeichnete die Fortschritte desselben und die Behandlungsart die er ausgeführt, um der Krankheit zu steuern. Er schloß mit den schrecklichen Worten: „Ihre Heilquelle wird, in Verbindung mit der von mir begonnenen Behandlung, das Leben unserer Kranken bis zum nächsten Frühlinge fristen.“

Das Papier entsank meiner zitternden Hand.

— Nun, fragte Antonie, ist das nicht deutlich genug geschrieben? Habe ich den Inhalt falsch verstanden?

— Nein, der Mann täuscht sich; es ist nicht wahr! Ich glaube ihm nicht. Das ist nicht möglich, es kann ja nicht möglich sein! Das Urtheil ist falsch.

Antonie schüttelte schmerzlich das Haupt und sagte mit sanfter Stimme:

— Was sollte den Mann bewegen, ein falsches Urtheil über mich abzugeben?

— Er ist ein unwissender Arzt!

— Ihre Ungläubigkeit, mein lieber Freund ist durch nichts gerechtfertigt, als durch Ihren Wunsch, mich zu trösten und glücklich zu sehen — ich danke Ihnen dafür.

Das Urtheil des Arztes aber ist auf seine Wissenschaft gegründet. Außerdem aber sind Sie in Betreff dieses Punktes der am wenigsten aufgeklärte und der parteiischeste Theil — der Irrthum muß demnach auf Ihrer Seite sein.

— Aber der Berliner Arzt hat Sie seit langer Zeit nicht gesehen, sein Urtheil gründet sich auf nichts, als auf Voraussetzungen... consultiren Sie einen andern Arzt.

Sie drückte mir innig die Hand und sagte

— Ach, mein bester Freund, wie gut sind Sie! Aber ich bitte Sie, fachen Sie nicht Hoffnungen wieder an, die man füglicher verlöschen sollte. Es ist besser, man hat Gewißheit über ein Unglück, als daß man sich darüber täuscht. Weiß man das Unvermeidliche, das uns erwartet, so sucht man nach und nach die Seele daran zu gewöhnen.

— Demnach schenken Sie dem Urtheile ohne Widerstreben Glauben? fragte ich halb schmerzlich, halb zornig.

— Ach, ich muß ja wohl!

— Sie scheinen die Hoffnung zu verbannen, an der doch jeder Mensch bis zu seinem letzten Hauche hängt. Man möchte glauben, Sie hätten Furcht vor dem Leben.

— Das Klügste wäre, das letzte Urtheil wie eine Befreiung zu betrachten, antwortete Antonie. Die Ergebung wird dem Todeskampfe seine Schrecken rauben. Ich werde freudig die letzten Stunden verleben, die mir das Schicksal noch gönnt, ohne sie zu zählen, ohne sie zu beweinen.

Ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig.

— Aber ich! aber ich! rief ich aus.

— Sie? wiederholte Antonie. Sie werden mir, mein lieber Freund, die letzten Tage verschönen und die Vorbereitungen zu meinem Tode leichter machen. Ich weiß, es ist ein trauriges Geschäft; aber Sie unterziehen sich ihm mit der Freundschaft, die ich an Ihnen schätzen gelernt habe.

Ueberwältigt von meinen Gefühlen sank ich zu ihren Füßen nieder. Ein Thränenstrom rann aus meinen Augen auf ihre zitternden Hände.

— Nein, rief ich, Sie werden nicht sterben! Denken Sie nicht an Resignation, nicht an den Tod. Wenn Sie das Leben Ihrer selbst willen nicht mehr achten, so verschmähen Sie es wenigstens nicht wegen Derer, die Sie lieben. O sagen Sie mir, daß Sie hoffen, daß Sie sich der Genesung befleißigen wollen!

Die Gräfin schien von einer tiefen Rührung ergriffen

zu sein; sie neigte sich zu dem Knieenden hinab und rief in einem zärtlichen Tone:

— Um aller Heiligen willen, stehen Sie auf!

— Versprechen Sie mir, daß Sie nicht mehr an den Tod denken wollen! bat ich flehentlich, indem ich ihre Hände mit meinen Küssen und Thränen bedeckte.

— Im Namen Gottes, mein Freund, stehen Sie auf!

— Wenn Sie mir das Versprechen gegeben ...

— Was fordern Sie von einer Kranken, die Sie in kurzer Zeit vergessen werden? rief sie, nun auch weinend.

— Antonie, ich liebe Sie!

Die Gräfin stieß einen leichten Schrei aus.

— Ich liebe Sie! wiederholte ich, nur meinem Schmerze folgend. Ich liebe Sie, und wenn alle Aerzte der Welt Ihrem Leben ein nahes Ziel verkündeten.

Antonie entriß mir plötzlich ihre Hände. Sie nahm ihr Tuch und verhüllte das Gesicht. Ich hörte, daß sie leise schluchzte. Dann sah sie mich mit einem unbeschreiblich zärtlichen Blicke an, faltete die Hände und ließ das Haupt auf die Brust herabsinken.

— Das ist ein Unglück! flüsterte sie schmerzlich vor sich hin.

Für mich, antwortete ich rasch, wenn Sie es verschmähen, mir Ihre Gegenliebe zu schenken!

— Verschmähen? fragte sie unter Thränen lächelnd. Mein Freund, Sie lieben eine Sterbende, und weil ich ...

— O vollenden Sie, vollenden Sie! rief ich.

— Und weil ich ... Sie wiederliebe ...

— Antonie! Antonie!

Ich lag wie ein Betender vor ihr auf den Knien. Sie neigte sich und drückte einen Kuß auf meine Stirn.

— Wenn ich zu leben wünsche, fügte sie hinzu, so wünsche ich es, um Sie glücklich zu machen!

Sie lag an meiner Brust; ich küßte ihre glühenden Wangen, ihre reine Stirn, ihren schönen Mund.

Nach einigen Augenblicken entwand sie sich mir. Erschöpft sank sie in den Sopha zurück.

— Beten Sie mit mir, daß Gott mir das Leben verlängert! sagte sie mit einer rührenden Milde. Vielleicht erhört er das Gebet liebender Herzen. Sie schrecken also nicht vor dem Gedanken zurück, daß Ihnen ein früher Tod die Braut oder die Gattin raubt?

— Uns verbindet ja eine geistige Liebe, Antonie. Ich habe Ihre geistige Anmuth und Liebenswürdigkeit kennen gelernt, und trennt uns das Schicksal, so werde ich mir sagen: Du hast ein kurzes, aber ein überschwängliches Glück genossen! Diesem Glücke opfere ich freudig den Rest meines Lebens! Aber hoffen Sie, Antonie, Sie werden genesen und glücklich sein, wenn Ihnen meine heiße, innige Liebe Glück gewähren kann.

— Ich bin unabhängig! hier ist meine Hand! Aber Sie haben eine Mutter?

— Sie billigt meine Liebe und empfängt Sie mit dem vollen Muttersegen als Ihre Tochter.

Wir blieben noch lange beisammen. Abends klärte sich der Himmel auf, die Luft ward lau und mild. Die Equipage der Gräfin brachte meine Mutter in das Kurhaus, wo drei glückliche Menschen das Nachtessen einnahmen. Den Brief des berühmten Arztes warf ich in das Feuer.

Der Sommer verfloß, die Kurzeit ging zu Ende. Meine Braut, ich durfte sie so nennen, ward durch heitern Umgang auf heitere Gedanken gebracht, sie erholte sich und schöpfte neue Lebenshoffnung. Ich sprach mit dem Badearzte.

— Wie sind Sie mit der Gräfin zufrieden?

— Sie hat eine gute Kur gehabt, mein Herr! antwortete der greise Arzt.

— Glauben Sie, daß sie völlig genesen wird?

— Ich glaube es, wenn sie noch zwei oder drei Jahre unsere Quelle gebraucht.

— Sie werden uns wiedersehen. Dank, tausend Dank für Ihre Mittheilung.

Nun sagte ich ihm, was der Berliner Arzt geschrieben hatte.

— Der Mann ist über den Zustand der Gräfin nicht im Klaren, meinte der Doktor. Ich kenne solche Krankheiten, da ich sie seit Jahren ausschließlich behandle. Wer nicht während des Gebrauches unserer Quelle beobachtet, hat kein gründliches Urtheil. Trösten Sie sich, die junge Gräfin ist nicht gefährlich krank. Wie anders verläßt sie unser Bad, als sie es betreten hat!

— Sie haben Recht, Herr Doktor. Und nun bitte ich Sie um eine Gefälligkeit.

— Reden Sie.

— Begleiten Sie mich zu der Gräfin und wiederholen Sie, was Sie mir so eben gesagt.

— Ich bin bereit.

Wir gingen zu Antonien. Der Arzt that, wie er versprochen. Vor Freude weinend sank sie an meine Brust. Dann eilte sie zu ihrem Secretair, holte eine schwer mit Gold gefüllte Börse hervor und gab sie dem Doktor.

— Nehmen Sie, nehmen Sie; ich kann Sie nicht genug belohnen!

Am Abend vor unserer Abreise besuchten wir zum letzten Male das Brunnenhäuschen. Die beiden Knaben reichten nur wenigen Gästen noch die gefüllten Becher. Als sie die Gräfin erblickten, verklärten sich ihre Gesichter.

— Das letzte Glas! sagte Antonie freundlich.

Sie erhielt und leerte es. Dann warf sie einige Goldstücke hinein, gab es zurück und sagte!

— Theilt brüderlich, ihr Knaben!

— Danke, danke!

— Das nächste Jahr seht Ihr mich wieder.

Bewegt blickte sie durch den kleinen freundlichen Raum.

— Hier habe ich Gesundheit und Leben getrunken, flüsterte sie mir zu; ich segne doppelt die gute Quelle, da sie mich Dir erhält.

— Und unserer Liebe! fügte ich hinzu.

Antonie wünschte die Vesper in der Kirche zu besuchen. Wir betraten das stille Gotteshaus. Der Pfarrer schickte sich an, heimzugehen, wir waren zu spät gekommen.

— Ihren Segen, hochwürdiger Herr! bat sie.

Ich kniete mit ihr nieder. Der Geistliche sprach ein kurzes Gebet, in dem er den Himmel um völlige Genesung des jungen Mädchens bat, das im Glauben auf Gott aus der Heilquelle getrunken. Er ermahnte zur Frömmigkeit, zum Gottvertrauen und sprach dann den Segen. Antonie war neu gestärkt an Körper und Geist. Dankbar übersandte sie der Kirche ein namhaftes Geschenk. Am folgenden Morgen reisten wir ab. In dem Bade erzählte man sich die Verlobung eines armen Schriftstellers mit der reichen Gräfin.



4.

Der Winter war vorübergegangen, der Frühling gekommen — Antonie gehörte mir als Gattin an. Wir bewohnten ein kleines Gut in Schlesien, das sich vor den übrigen Besitzungen meiner Frau durch eine romantische Lage auszeichnete. Als einzige Tochter des Grafen von Benkowsky, der vor langen Jahren aus Polen nach Preußen übergesiedelt war, hatte sie das bedeutende Vermögen ererbt, das durch einen Advokaten in Breslau verwaltet wurde. Ein Graf von Hoym war bis zu ihrer Volljährigkeit — Antonie zählte vierundzwanzig Jahre — ihr Vormund gewesen. Seltsamerweise hatte sie keine näheren Verwandten; sie hatte nach dem Tode des Vaters in dem Hause des Vormundes und später in einem großen Pensionate in Berlin gelebt, wo ihr eine vorzügliche Bildung zu Theil geworden war. Mehr habe ich nie erfahren, und nur so viel ward mir klar, daß Antonie den Tag ihrer Volljährigkeit mit Sehnsucht erwartet hatte. Brauchte ich mehr aus ihrer Vergangenheit zu wissen? Ich besaß einen Engel an Schönheit und Liebenswürdigkeit, und das Glück der Gegenwart war so überschwänglich, daß ich weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft dachte. Meine Mutter, deren Leiden sich verschlimmert, lebte still in dem

Städtchen meiner Heimath; sie erwartete uns zur Reise in das Bad für den nächsten Sommer.

Antonie war seit fünf Monaten meine liebende und geliebte Gattin. Der Badearzt schien Recht zu haben: das Leiden meiner Frau konnte nach und nach gänzlich gehoben werden. Wir versprachen uns viel von der nächsten Badekur und schon zu Ende des Mai wollten wir die Reise antreten, die für uns Beide so wichtig war.

Die Einrichtung unseres Wohnsitzes ließ nichts zu wünschen übrig. Eleganz und Luxus vereinigten sich, uns ein comfortables Leben zu schaffen. Ich bekenne, daß ich damals ein vollkommen glücklicher Mensch war, denn meine Frau übertraf noch die Erwartungen, die ich von ihr gehegt hatte. Ich möchte sagen, daß ich täglich neue Eigenschaften an ihr kennen und bewundern lernte.

— Nun, fragte ich sie einst, was hältst Du von dem Ausspruche des berühmten Berliner Arztes, der Dich einst so in Schrecken gesetzt? Jetzt ist es Frühling, und Du bist gesund und, wie ich hoffen darf, auch glücklich.

— Gesund? sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln. Darüber mag die Zukunft entscheiden — aber glücklich bin ich, mein lieber Mann, denn ich weiß ja, daß Du mir mit reiner Liebe zugethan bist.

— Du fürchtest immer noch, Antonie; verbanne die Grabesgedanken.



— Ich wiederhole Dir, daß sie mir nur Deinetwegen schrecklich sind. Von dem Reichthume, den mir das Schicksal beschieden hat, trenne ich mich gleichgiltig, denn er hat für mich keinen Reiz.

— Er bietet Dir Mittel, Deine Gesundheit zu pflegen.

— Und meinem Gatten eine sorgenfreie Zukunft zu sichern.

— Ohne Dich ist mir die Zukunft nichts!

— Theodor, vergiß nie, daß Du eine kranke Frau besitzest.

— Und darum verkümmere Dir und mir das Leben nicht durch unbegründete Befürchtungen. Denke an die Worte des würdigen Priesters in der Kirche zu L.

— Habe Nachsicht mit Deiner Frau! bat sie schmeichelnd. Ich möchte jeden Deiner Wünsche erfüllen, möchte Dir Alles, Alles sein. Gelingt es mir nicht, so zweifele deshalb nicht an meinem guten Willen.

— Ich verstehe Dich, großmüthige Seele! Glaube mir, ich bin vollkommen glücklich.

Eine innige Umarmung schloß diese Unterredung: das reizende Wesen lag unter Thränen lächelnd an meiner Brust.

Daß die Ehe der reichen Gräfin von Benkowsky viel von sich reden machte, bedarf wohl kaum einer

Erwähnung. Wir kümmerten uns wenig um die Welt und hatten im Laufe des Winters nur eine Gesellschaft gegeben, zu der einige Herren und Damen aus der nächsten Nachbarschaft geladen waren. Meine Frau schien keinen Sinn für große Feste zu haben und ich wollte keine Gelegenheit herbeiführen, die mir den ruhigen, ausschließlichen Umgang mit Antonien beeinträchtigte. Bei der zarten Aufmerksamkeit, die ich stets für sie hegte, konnte es mir nicht entgehen, daß sie nicht frei von Launen war. Jede Frau besitzt ihre Launen, und wenn sich deren bei Antonien zeigten, so mußte man es ihr um so mehr zu Gute halten, da sie kränklich war.

Madame Koswig theilte die Sorgfalt um meine Frau mit mir; sie war ihr weniger eine Gesellschafterin oder eine Dienerin, als Freundin. Trotzdem nun Alles vortrefflich stand in unserm Hause, so weiß ich doch nicht woher es kam: ich empfand mitunter ein drückendes Gefühl, eine Art Schaam darüber, daß ich meiner Frau die unabhängige, bequeme Stellung im Leben verdankte. Selbst der Gedanke drängte sich mir auf: Antonie selbst könne meine Liebe nicht für ganz uneigennützig halten, da sie stets von ihrer Krankheit überzeugt war. Nicht selten beschlich mich eine trübe Stimmung, die kaum die Zärtlichkeiten meiner Frau verscheuchen konnten.

Mit dem Eintritte der schönen Jahreszeit änderte

sich unser häusliches Leben. Antonie erhielt Besuche von Freundinnen und Verwandten. Man behandelte mich freundlich und achtungsvoll, und Antonie pries laut das Glück, das sie in ihrer Ehe fand; sie ward selbst heiterer durch die Zerstreuungen, welche die Besuche brachten. Ich fand dies natürlich, denn ich hielt meine Frau immer noch für krank, und darum waren mir Zerstreuungen angenehm.

Eines Tages waren mehrere Damen angekommen. Unter ihnen befand sich eine Freundin, die mit meiner Frau im gleichen Alter stand. Beide hatten ihre Erziehung in demselben Pensionate der Hauptstadt genossen. Bertha von Deetz, so hieß diese Freundin, war ein schönes, munteres Mädchen; sie sprach viel und gut und belebte die Unterhaltung.

— Antonie, seit wann hast Du Deinen frühern Vormund nicht gesehen? fragte sie.

— Seit länger als zwei Jahren, war die Antwort.

— Ich habe ihn gestern auf der Reise hierher gesprochen.

— Ah! und wo?

— Auf einem Gute, das kaum zwei Stunden von dem Deinigen liegt.

— Der Graf hat hier keine Besitzung, warf Antonie ein.

— Und dennoch; wie er mir sagte, wird er den Sommer auf Elsborn, so heißt das Gut, verleben. Er hat es der reizenden Umgebung wegen gekauft. Und wahrlich, Elsborn liegt so romantisch, so frisch und schön, daß es einem Eldorado gleicht. Ich habe es nur flüchtig gesehen, während die Postpferde gewechselt wurden. Auch sein Sohn Constantin, der Gardeoffizier, ist bei ihm. Die guten Leute waren erstaunt, als ich ihnen erzählte, daß Du hier wohntest.

Antonie schien diese Nachricht gleichgültig aufzunehmen; sie lenkte bald das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Ich benutzte die Gelegenheit, die mir ein Spazirgang durch den Park bot, und befragte Bertha von Deetz über den Grafen Hoym.

— Er ist ein guter Mensch, antwortete sie, ein echter Landedelmann, wenn er auch in der Residenz den Winter verlebt. Mit seinem Vermögen steht es aber nicht gut, und ich muß mich wundern, wie er Elsborn an sich gebracht hat. Mein Vater nannte ihn immer den Großmogul ohne Land und Leute.

Gern hätte ich auch nach dem Gardeoffizier gefragt, aber ich schwieg und nahm mir vor, die Bekanntschaft des Grafen zu suchen, dem ich, als dem früheren Vormunde meiner Frau, diese Aufmerksamkeit schuldig zu sein glaubte.

Acht Tage verflossen in den Zerstreuungen der Gesellschaft. Die Zeit zur Reise in das Bad rückte immer näher heran. Bertha von Deetz hatte uns verlassen. Eines Morgens beim Frühstück brachte ich das Gespräch auf den Grafen von Hoym.

— Er ist ein wunderlicher Mann, sagte Antonie.

— Hast Du ihn nicht gern gehabt?

— Man kann ihm nicht böse sein, trotz seiner Grillen, unter denen seine Mündel hat leiden müssen. Ich weiß, daß er mit meinem Vater in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden hat.

— Ich möchte mich ihm vorstellen.

Antonie blieb ruhig.

— Da er jetzt unser Nachbar ist, meinte sie, wäre eine Annäherung wohl am Platze.

— Bist Du gespannt von ihm geschieden?

— Nein und ja.

— Wie soll ich das verstehen? fragte ich.

— Der Graf ist mir böse, aber ich bin es nicht ihm. Wir haben oft Streit gehabt über die Verwendung meines Vermögens.

— Ach das ist es! rief ich lachend. Du bist ihm wohl zu freigebig gewesen?

— Er nannte meine Freigebigkeit Verschwendung, und ich war der Ansicht, daß meine Ausgaben im voll-

kommensten Verhältnisse zu meinen Einnahmen ständen. Wozu besitze ich Vermögen, wenn ich mich dessen dadurch nicht erfreuen soll, daß ich einen verständigen Gebrauch davon mache, zumal ...

Sie schwieg.

— Zumal? fragte ich. Fahre fort, Antonie, oder darf ich nicht mehr wissen?

Meine Frau sah mich lächelnd an.

— Da muß ich einen Punkt berühren, der Dir unangenehm ist, mein lieber Mann. Lassen wir das also.

— Wenn ich Dich diesmal nun darum bitte ...

Sie schmiegte sich zärtlich an mich.

— Dann will ich sprechen! flüsterte sie.

— Zumal also ...

— Zumal ich mir die Grille in den Kopf gesetzt habe, daß ich nicht lange lebe. Nun verfinstert sich Dein Gesicht, fügte sie rasch hinzu — ich habe es mir gedacht. Aber Du hast es ja gewollt.

— Verzeihung, Antonie, meine Liebe zu Dir kann es nicht über sich gewinnen ...

— Brechen wir ab, brechen wir ab! rief sie rasch. Du siehst ja, daß ich nach und nach den häßlichen Gedanken verbanne, der Dir lästig ist. Es wird mir schon gelingen, ganz nach Deinem Wunsche zu leben. Meine Aufgabe ist, Dich vollkommen zufrieden zu stellen.

Sie setzte sich an den Flügel, den sie meisterhaft spielte, und trug ein Capriccio von Lißzt vor, eine Composition heitern Charakters. Nachdem sie vollendet, stand sie auf und sagte:

— Hältst Du es für nöthig, so mache dem Grafen einen Besuch.

— Und Du?

— Der Alte ist noch immer Cavalier, er wird mich hier aufsuchen, wenn er mir nicht mehr böse ist.

Dagegen ließ sich nichts einwenden.

Nach Tische bestieg ich mein Pferd, und ritt nach Elsborn. Das Gut lag wirklich so reizend, wie es Bertha von Deetz geschildert hatte. Es war ein anmuthiges Landhaus mit einem ziemlich großen Teiche, an dessen Ufer sich ein Buchenwäldchen erhob, das zu dem Garten gehörte. Eine Pappelallee führte in den geräumigen, reinlichen Hof. Es war Sonntag. Ein Bauer in schneeweißen Hemdärmeln und brauner Weste eilte herbei, um mein Pferd in Empfang zu nehmen.

Ich fragte nach dem Besitzer.

— Der Herr Graf befindet sich in dem Garten, antwortete der Bauer. In dem Hause werden Sie schon einen Bedienten finden, der Sie führt.

Ich stieg die Freitreppe hinan. Alles verrieth ein mißlungenes Streben, einen gewissen Reichthum zur

Schau zu stellen. Der alte Bediente, der mir entgegentrat, trug eine zwar reinliche, aber abgeschabte Livree. Die Orangenbäume an der Thür waren verkrüppelt, aber es waren doch Orangenbäume, die auf einem Edelsitze in Schlesien nicht fehlen dürfen. Zwei große bäuerliche Schränke standen auf dem weiten Hausflur.

— Der Herr Graf von Hoym befindet sich im Garten? fragte ich.

Der Diener verneigte sich tief.

— Mein gnädiger Herr nimmt den Kaffee ein!

— Kann ich ihm gemeldet werden?

— Nennen Sie mir gnädigst Ihren Charakter und Namen.

Ich gab ihm meine Karte.

— Sehr wohl! sagte höflich der alte Lakai. Haben Sie die Güte mir zu folgen.

Wir durchschritten die Hausflur und traten auf einen Perron, der die Aussicht über den tief liegenden Garten bot. Das Haus lag auf einer kleinen Anhöhe. Die Aussicht war köstlich. Durch das kaum ersprossene Grün der Bäume schimmerte die blaugrüne Fläche des Weihers. Rechts breitete sich ein sorgfältig bepflanzter Gemüsegarten aus. Mir kam es vor, als ob der Besitzer ein Handelsgärtner sei. Die Fenster langer Treibhäuser schimmerten in der Sonne. Die Wege, durch die wir

gingen, waren frisch mit Sand bestreut. Endlich erreichten wir eine große Laube. Ich blieb an dem Eingange stehen. Der Lakai las mit lauter Stimme meinen Namen von der Karte ab, dann gab er sie dem alten Herrn, der mit Schlafrock und Pfeife in einem Lehnsessel lag.

— Ah, der Gemahl meiner früheren Mündel! rief er aus.

— Der es nicht versäumt, Ihnen den schuldigen Besuch abzustatten, fügte ich hinzu, rasch die Laube betretend.

— Gottfried, den Hut des Herrn!

Der alte Diener nahm mir mit freundlicher Zudringlichkeit den Hut ab.

— Tasse und Cigarren! befahl der Graf, ohne seinen Stuhl zu verlassen.

Der Lakai wollte davon eilen.

— Gottfried, donnerte die tiefe Baßstimme des Herrn.

Gottfried schoß zurück.

— Gnädiger Herr Graf befehlen?

— Einen Stuhl!

Gottfried rückte einen Stuhl an den Tisch. Auf das Commando „Fort!“ entfernte er sich. Dieser Empfang gab mir genügende Andeutung über die Gewohnheiten

Dessen, dem ich einen Besuch zugedacht. Es war mir erklärlich, daß Antonie mit diesem Manne nicht auf friedlichem Fuße leben konnte. Der Graf lud mich kurz und bündig ein, Platz zu nehmen. Noch ehe ich meine wohlausgedachte Anrede anbringen konnte, fragte er:

— Was macht Antonie? Ist sie von der Schwindsucht geheilt?

— Herr Graf, diese Frage zu beantworten ...

— Ich nenne jedes Ding bei dem rechten Namen, und meine Mündel hat die Schwindsucht, das steht fest. Ihre Mutter ist an derselben Krankheit gestorben. Schade, daß es so ist, aber es ist so. Da helfen weder Bäder noch Latwergen, wie es kommen muß, so kommt es. Die Aerzte sind Charlatane, die kuriren wollen, sie nehmen den Leuten nur das Geld ab. Eine Person wie Antonie hätte sich nie verheirathen sollen. Tolles Zeug! Aber wenn die Weiber nicht heirathen können, sind sie unglücklich.

— Verzeihung, Herr Graf, Antonie von Benkowsky ist meine Gattin! unterbrach ich ihn ein wenig gereizt.

— Das ist sie und ich habe auch nichts dagegen, weil ich nichts dagegen haben kann. Es ist nur so meine Ansicht, und meine Ansicht muß ich aussprechen.

Darüber ist mir Antonie, die ich väterlich liebe, böse geworden ... sie zog sich mit ihrer Volljährigkeit zurück, ging in das Bad und nahm sich einen Mann, so rasch und unvermuthet, als ob es mir zum Possen geschehen wäre. O, ich ärgere mich darüber nicht, wenn die Ehe ihr nur gut bekommt.

Gottfried kam zurück. Die gefüllte Tasse stand vor mir. Ich mußte mir eine Cigarre anzünden, während der Graf aus seiner Meerschaumpfeife rauchte.

— Wie finden Sie diese Partie? fragte der Alte, indem er nach dem Teiche deutete, der wie eine große Stahlplatte vor uns lag.

Ich sprach meine Bewunderung aus. Dann kam ich auf meine Heirath zurück.

— O, rechtfertigen Sie sich doch nicht! rief lachend der Graf. Antonie ist ein schönes, reiches Mädchen, und ich glaube, mein Sohn Constantin hätte sie genommen, wenn ich ihm meine Einwilligung dazu gegeben. Aber das konnte ich nicht. Da würde der ganze Adel gesagt haben: seht den alten Grafen, wie schlau er ist; er verheirathet seine kranke Mündel mit seinem Sohne, damit er das Vermögen bald bekommt. Sehen Sie, mein lieber Herr, das konnte ich nicht. Constantin ist ein braver Junge, er theilt meine Ansicht und folgt meinem Rathe.

— Wollen Sie Ihre frühere Mündel nicht einmal sehen, Herr Graf?

Bei Gelegenheit; es soll mich freuen, wenn sie sich wohl befindet. Sie hat stets ihren Starrkopf gehabt, ich weiß das — lassen Sie ihr nur nicht zu sehr den Zügel schießen, sonst geht sie mit Ihnen durch wie ein junges Pferd. Ich habe manchen harten Auftritt mit ihr gehabt.

— Meine Frau ist die Milde und Sanftmuth selbst, Herr Graf, wandte ich artig ein.

— Glauben Sie ja nicht, daß ich Antonien verleumden will, mein Herr; das sei fern mir. Aber ich glaube ihr und Ihnen zu nützen, wenn ich Ihnen einige Andeutungen gebe.

— Und worin bestehen diese Andeutungen?

— Sie haben sie ja schon. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Und nun kommen Sie, ich will Ihnen meine neuen Anlagen zeigen.

Es war nicht möglich, weiter mit dem Manne zu reden. Sein Urtheil über Antonien stand im grellsten Widerspruche mit dem, das ich mir aus ihrem Benehmen gebildet hatte. Entweder mußte meine Frau eine Heuchlerin, oder der Graf mußte ein Verleumder sein. Zerstreut ließ ich mich von ihm führen und die Anlagen erklären, die, wie er sagte, sein Project waren.

Nun mußte ich auch die Gebäude besehen und das Vesperbrod mit dem alten Herrn theilen, das einen Theil seiner täglichen Gewohnheiten ausmachte. Gegen Abend brach ich zur Heimkehr auf. Beim Abschiede sagte mir der Graf, daß ich seinen Sohn kennen lernen würde, wenn ich meinen Besuch wiederholen wolle. Constantin ist heute auf die Wasserjagd gegangen, fügte er hinzu, und dann kehrt er erst spät Abends zurück.

Die Dämmerung senkte sich herab, als ich in die Nähe des Gutes meiner Frau kam. Gedankenvoll ritt ich an dem Rande eines Wäldchens hin. Meine Ehe war durch die Mittheilung des Grafen in ein neues Stadium getreten. Ich überdachte alle die Einzelheiten, die meiner Verheirathung vorangegangen waren. Durfte ich an der wahren, aufrichtigen Liebe Antonien's zweifeln? Konnte man mir einen Vorwurf machen, daß ich das reizende Geschöpf anbetete? Wäre sie arm gewesen, ich würde mich dennoch um ihre Hand beworben haben. Nur der Gedanke berührte mich unangenehm, daß der Graf in seinen Ansichten mit denen meiner Mutter übereinstimmte. Aber ich liebte zu schwärmerisch, um nicht bald alle Bedenken zu beseitigen.

Da hörte ich plötzlich in meiner Nähe ein Rauschen. Ich sah auf. Ein Mann in Jagdkleidern sprang über den blühenden Zaun, der meinen Obstgarten einschloß.

Als er mich erblickte, verschwand er hinter einem Erlenbusche. Sein Jagdhund sprang in großen Sätzen an mir vorüber. Was hatte der Mann in dem Garten zu schaffen, der zu meinem Gute gehörte? Ein Dieb konnte es nicht sein, denn er trug elegante Jagdkleider. Ich müßte weniger Liebhaber gewesen sein, wenn mich diese Erscheinung nicht hätte beunruhigen sollen, vorzüglich nach der Versicherung des Grafen, daß Constantin Antonien geheirathet hätte, wenn ihm die väterliche Bewilligung geworden wäre. Trüb gestimmt erreichte ich das Gut. Antonie kam mir durch den Hof entgegen, als sie mich durch das Fenster bemerkt hatte. Sie hing sich wie ein muthwilliges Kind an meinen Arm und zog mich kosend in das Zimmer. Sie fragte viel nach dem Grafen; aber ich hütete mich wohl, ihr Alles zu sagen, was ich gehört hatte.

Seit jenem Tage bemerkte ich, daß Antonie bleicher und leidender geworden war; sie zeigte sich selbst reizbarer als sonst. Sprach ich von der Badereise, so meinte sie, die Vorbereitungen dazu seien noch nicht vollendet, auch wäre ja hier die Luft rein und schön, es könne demnach auf eine Woche nicht ankommen. Und dann, fügte sie jedesmal mit einem gezwungenen Lächeln hinzu, befinde ich mich ja wohl.

Ich hütete mich, ihr zu sagen, daß ich das Gegentheil fände.



An einem lauen Frühlingsabende forderte ich meine Frau zu einem Spazirgange auf. Sie willigte ein. Arm in Arm gingen wir durch die Wiesen und kamen endlich an den Rand des Waldes. Die Nacht sank herab. In den Zweigen und Gehegen sangen leise die Vögel, die sich zur Ruhe begeben wollten. Antonie schien sich mit großem Behagen dem Genusse des herrlichen Abends hinzugeben. Eine lebhaftere Farbe verklärte ihr reizendes Gesicht; ihr Gang war rascher geworden und um ihre sanft gerötheten Lippen schwebte ein selbstzufriedenes Lächeln. Innig erfreut drückte ich ihren Arm an mich.

— Befindest Du Dich besser, Antonie? fragte ich zärtlich.

— Mein Gott, rief sie lachelnd, habe ich mich denn unwohl befunden?

— Die Luft ist stärkend!

— Wunderbar schön! Theodor, fügte sie rasch hinzu, willst Du mich an meine Krankheit glauben machen?

— Verzeihe meiner Sorgfalt für Dich.

— Beruhige Dich, mein lieber Freund; ich befinde mich wohl, sehr wohl!

Dann bot sie mir den Mund zum Kusse.

In demselben Augenblicke trat ein Mann aus dem Gehege; ich erkannte in ihm den Jäger, der vor einiger Zeit über den Gartenzaun gesprungen war.

Bei unserem Anblicke blieb der junge Mann stehen; ich bemerkte, daß er bleich ward. Sein Jagdhund sprang zu meiner Frau und leckte ihr freudig die Hand, die sie ihm erschreckt entzog. Nach einigem Zaudern grüßte sie zuerst den Jäger.

— Herr Constantin von Hoym! rief sie aus.

— Der junge Graf grüßte militairisch.

— Ich preise den Zufall, der mich Ihnen entgegenführt, antwortete er artig mit seiner schönen, wohlklingenden Stimme. Mein Vater hat mir von Ihrem Besuche gesagt, mein Herr ...

— Ich habe Ihren Gegenbesuch erwartet, leider umsonst. Bevor wir in das Bad reisen, hoffe ich doch ...

— Sie wollen reisen? fragte Constantin überrascht.

— Nach L. zur Badekur, antwortete Antonie. Die Aerzte wollen es, und ich muß gehorchen.

— Herr Graf, begann ich, wir befinden uns in der Nähe unseres Gutes; ich lade Sie ein, unser Gast beim Abendessen zu sein.

— Und ich, sagte Antonie, verbinde meine Bitte mit der Einladung meines Mannes. Ich möchte gern den Jugendgespielen als Hausfrau bewirthen.

Der Jäger, eine stattliche, kräftige Gestalt, hatte seine volle Fassung wiedererlangt. Unbefangen antwortete er:

— Es würde dies ein seltenes Glück für mich sein; aber mein Vater, der auf militairische Ordnung hält, würde es als ein Versehen gegen die Disciplin betrachten, wenn ich zur bestimmten Stunde nicht heimkehrte. Sie kennen den wunderlichen Alten.

— Ein Bote kann rasch meine Entschuldigung bringen, entgegnete ich.

— Ich zweifle nicht daran, daß sie Gewicht hat; aber gestatten Sie mir, daß ich später um die Ehre bitte, ein Stündchen in Ihrer Gesellschaft zu verbringen.

— Vergessen Sie nicht, daß wir Vorbereitungen zu Abreise treffen, Herr Graf. Sie könnten leicht zu spät kommen.

— Verzeihung, für diesen Abend ... Sie sehen mich in dieser bestaubten Jagdkleidung ...

— Das ist kein Grund unsere Bitte abzulehnen, sagte Antonie, die sich bemühte, ihrer Stimme Festigkeit zu geben. Ich hoffe, Sie werden unseren Bitten nicht länger widerstehen, Herr Graf.

— Und doch muß ich, so leid es mir thut!

Ich sah den Grafen scharf an; ein so hartnäckiger Widerstand mußte beleidigend werden. Die Unterhaltung mit dem Vater des jungen Mannes lebte noch deutlich in meiner Erinnerung, sie hatte mich gereizt.

— Herr Graf, sagte ich betonend, ich sehe keinen triftigen Grund, der Sie veranlassen könnte, unser freundliches und wohlgemeintes Gesuch so beharrlich abzuschlagen. Wenn ein Mann von Ehre dem andern offen die Hand bietet, so hat dieser wohl das Recht nach dem Grunde zu fragen, sobald seine Hand zurückgewiesen wird.

Ich fühlte, wie Antonien's Arm in dem meinigen zitterte.

Der Graf war sehr ernst geworden.

— Ich schwöre Ihnen, mein Herr, sagte er, daß ich nur die Gesetze der Schicklichkeit im Auge habe.

Er reichte mir die Hand.

— Morgen werde ich nicht ermangeln, fügte er hinzu, Ihnen den schuldigen Besuch abzustatten.

— Bedürfen Sie vielleicht der Erlaubniß Ihres Vaters? fragte ich mit schlecht verhehlter Bitterkeit.

— Nein, wahrlich nein! Und bedürfte ich ihrer, ich würde nicht darum nachsuchen. Erlauben Sie mir, daß ich morgen meinen Dank für Ihr Güte abstatte.

Er reichte mir noch einmal die Hand, verneigte sich vor Antonien, und ging.

Wir kamen zu Hause an.

— Was hast Du? fragte Antonie.

— Ich bin Dein Mann, sagte ich so sanft als möglich, und will als solcher geachtet sein.

— Hat man Dir die Achtung versagt?

— Bis jetzt nicht; aber ich muß vorbeugen.

— Der wunderliche Graf hat wohl viel geschwatzt? fragte sie besorgt.

— Nichts, das Dich kränken könnte.

— Ich habe Dir gesagt, wie Du seine Worte zu nehmen hast. Der Graf ist ein Narr. Theodor, hättest Du ihn nicht besucht!

— Beruhige Dich, Antonie, wir werden nicht in Streit mit ihm gerathen; er verdient als Dein früherer Vormund unsere Rücksicht.

Am andern Tage erschien Constantin; er kam mir schüchtern, fast beschämt vor. Ich hielt dies für die Wirkung der Vorwürfe, die ich ihm Abends zuvor gemacht. Um ihm seine Lage leicht zu machen, war ich freundlich und vermied jede Anspielung, die ihn verletzen konnte. Antonie war heute lebhafter, als sonst, aber es lag in dieser Lebhaftigkeit etwas Krankhaftes. Sie war zärtlich und kosete mit mir, ohne auf die Anwesenheit Constantin's Rücksicht zu nehmen. Ihr ganzes Wesen befand sich in einer fieberhaften Aufregung. Mein Bedauern ward wach, denn ich glaubte in ihrem Betragen das Bemühen zu erkennen, mir die Stellung zu geben, die mir

gebührte. Constantin's Anwesenheit ward mir lästig. Er entfernte sich endlich unter vielen Höflichkeitsbezeugungen.

Dieser Besuch und die Aufregung, die er hervorgebracht, blieben nicht ohne Folgen. Gegen Abend fiel Antonie in ein leichtes Fieber. Ihr Zustand war mehrere Tage lang sehr beunruhigend. Dann verfiel sie in eine Lethargie, die mich erschreckte. Antonien's fortwährendes Kränkeln und ihr sichtliches Hinwelken machte mir Kummer und Sorgen. Ich ließ einen Arzt holen. Dieser erklärte, daß meine Frau die große Reise in das Bad nicht ertragen könne. Mein moralischer Zustand war ein schrecklicher. Ich sah, daß sich der Tod meiner geliebten Frau näherte, und ich konnte nichts thun, um ihn zu verscheuchen, ich durfte selbst meine Befürchtungen nicht einmal laut werden lassen.

Constantin stattete noch einige Besuche ab; aber so freundlich ich ihn empfing, er war stets befangen wie das erste Mal. Antonie war ihm gegenüber so zurückhaltend, daß es fast die Grenzen der Wohlanständigkeit überschritt. Schweigend hörte sie die Vorwürfe an, die ich ihr darüber machte, aber sie änderte ihr Betragen nicht. Diese Beharrlichkeit that mir wehe. Es war der erste Schmerz, den mir ihr Betragen bereitete. Ich habe stets eine seltsame Abneigung gegen den passiven Widerstand empfunden, den man bei gewissen Frauen Sanft-

muth nennt, einen Widerstand, der es endlich doch dahin bringt, daß ihr Wille geschieht. Es war dies der erste Anlaß, mich über meine Frau zu beklagen; doch ich schwieg, da ich ihre Reizbarkeit in Anschlag brachte und sie schonen wollte.

Man sagt, die Ehe beeinträchtige nach und nach die Liebe. Wenn auch meine Zärtlichkeit gegen Antonien dieselbe blieb, wenn ich sie auch als ein kostbares Gut betrachtete, das lange zu besitzen mir nicht vergönnt sein sollte, so fühlte ich doch das Bedürfniß nach der Freundschaft eines Mannes. In meinem Herzen war eine Lücke die ich nicht anders ausfüllen zu können glaubte. Constantin stand in meinem Alter, und trotz seiner Zurückhaltung hatte ich wahrgenommen, daß zwischen seinen Gefühlen und Gesinnungen und den meinigen eine Aehnlichkeit stattfand. Die zurückstoßende Kälte Antonien's gegen ihn ließ es nicht dahin kommen, daß ich Constantin meinen Freund nennen konnte.

Sichtlich welkte Antonie nach und nach hin. Ihre Reizbarkeit wuchs mit jedem Tage und ich hatte darunter zu leiden. Gott weiß, welche Mittel ich anwendete, um sie ruhig zu erhalten und ihr zu gefallen. Ich war die Aufmerksamkeit und Liebe selbst. Mitunter sprach sie von meiner Aufopferung und beklagte sich, daß sie mir so wenig dankbar sein könnte.

Madame Koswig war die sorglichste, liebevollste Freundin, sie ertrug die Launen meiner Frau mit einer wahren Engelsgeduld.

War das noch dieselbe Antonie, die ich aus platonischer Liebe geheirathet hatte? Ach, sie schien kaum noch daran zu denken, daß ich sie anbetete.

Eines Tages erhielt ich eine Einladung von dem alten Grafen Hoym. Ich ritt nach Elsborn, ohne meiner Frau davon zu sagen, die mit Madame Koswig in dem Gartenpavillon sich befand. Der alte Herr empfing mich wieder in seiner Laube.

— Ich höre, Antonie ist sehr krank, begann er.

— Ja, Herr Graf, ich habe eine so traurige und so rasche Wendung ihres Zustandes nicht gefürchtet.

— Der Doctor — er nannte den berühmten Arzt in Berlin — hat es im vorigen Jahre schon vorausgesagt. Es mußte ja so kommen.

— Man glaubt selten das, was man nicht wünscht, Herr Graf. Ich werde den Verlust meiner Frau nicht überleben.

Der alte Herr blies eine große Rauchwolke aus seiner Pfeife.

— Ein Mann darf den Kopf nicht verlieren, rief er dann aus; er muß sich in Alles finden! Aber hatte



ich nicht Recht, als ich diese Heirath mit meinem Sohne nicht zuließ? Ich merkte, daß Etwas im Anzuge war; da schickte ich das Mädchen in das Pensionat und meinen Jungen unter die Soldaten. Nächstes Jahr verheirathet er sich mit Bertha von Deetz, das ist eine an Körper und Geist gesunde Person. Hat sie auch kein großes Vermögen, so bringt sie doch Frohsinn in das Haus und macht mich zum glücklichen Großvater. Niemand kann sagen, wir haben eine Speculationsheirath arrangirt. Aber nun, mein Bester, — hat Antonie mit Ihnen über ihre Vermögensverhältnisse gesprochen?

— Nein.

— Das ist schlimm. Danach hätten Sie als Mann fragen müssen.

— Wie konnte ich unter solchen Umständen, Herr Graf!

— Stirbt Ihre Frau ohne Testament, so fällt das Vermögen an die Familie zurück, die aus einem Dutzend Seitenverwandten besteht, Menschen, welche man kaum kennt. Es ist Schade, daß das schöne Vermögen zersplittert werden soll. Sorgen Sie dafür, daß Antonie ein Testament macht — das wollte ich Ihnen sagen. Ich halte es für meine Pflicht. Die Frau ist leichtsinnig genug, ohne Arrangement aus der Welt zu gehen. Ich kenne sie, und darum traue ich ihr dies zu.

Das war ein Rath, den jeder Andere, nur nicht ich befolgen konnte.

Ich kam gegen Abend zu Hause an. Unwillkürlich war ich von der Hauptstraße abgewichen und hatte den Weg durch ein Wäldchen gewählt, der in ein Hinterthor des Gutes führte, das in der Regel verschlossen war. Als ich ankam, war ein alter Arbeiter beschäftigt, dieses Thor zu schließen. Es mußte also geöffnet gewesen sein. Ich fragte nach der Ursache.

— Ein junger Herr ist so eben fortgeritten, antwortete der Arbeiter.

— Ein junger Herr?

— Ja.

— Kennt Ihr ihn, Freund?

— Seinen Namen kann ich Ihnen nicht sagen; aber ich habe ihn schon einigemal hier gesehen. Sie selbst sind mit ihm durch den Garten gegangen, wo ich den Tag gerade arbeitete.

Kein Anderer als Constantin konnte es gewesen sein.

— Wer hat den Auftrag gegeben, dies Thor zu öffnen? fragte ich weiter.

— Der junge Herr selbst; er wollte durch den Wald reiten. Sein Pferd hat über zwei Stunden dort im Schuppen gestanden.

Ich schwieg, ließ das Thor schließen und ritt um



das Gut, um durch das Hauptthor in den Hof zu gelangen. Madame Koswig stand am Fenster, als ich abstieg. Sollte sie meine Ankunft beobachten wollen? Die Eifersucht keimte in mir auf. Dieses Gefühl hat stets eine Beimischung von Haß auf die Person, die Schuld daran ist. Ich beschloß, vorsichtig zu sondiren. Mir war zu Muthe, als ob ich nur ein Geduldeter in meinem eigenen Hause wäre. Ich fühlte, daß mein Ehrgefühl verletzt war.

— Wo ist Antonie? fragte ich nach meinem Eintritte in das Zimmer.

Ich gab mir Mühe, den besorgten Ehemann zu spielen, obgleich mir die Brust zerspringen wollte. So weit war es schon mit mir gekommen!

— Die gnädige Frau befindet sich bereits in ihrem Zimmer. Sie erwartet den Herrn zum Nachtessen.

— Melden Sie ihr, daß ich kommen würde, sobald ich mich umgekleidet hätte.

Die Frau ging. Meine argwöhnischen Blicke folgten ihr. Eine Viertelstunde später war ich umgekleidet. Die Ungewißheit über den Besuch peinigte mich fürchterlich; ich mußte Gewißheit haben. Täuschte ich mich in meinen Voraussetzungen, so konnte ich mich leicht zu einer Handlungsweise verleiten lassen, die ich später bereuete, und meine kranke Gattin durfte darunter nicht

leiden. Die Koswig erschien wieder. Ich muß gestehen, daß mir die Frau verdächtig vorkam.

— Wie befindet sich meine Frau?

— Sie ist sehr angegriffen.

— Haben Sie ihr auch Zerstreuung bereitet, Madame Koswig?

— Ich habe vorgelesen und die gnädige Frau hat kurze Zeit auf dem Flügel gespielt.

— Gut, recht gut. Sonst ist Nichts vorgefallen?

— Nein!

Dieses Nein, so ruhig es auch gesprochen wurde, frappirte mich. Ich bot Alles auf, meine Fassung zu bewahren. Noch war ja der Fall möglich, daß die Frauen um die Anwesenheit Constantin's nicht wußten. Es war dunkel geworden. Die Koswig leuchtete mir mit einer brennenden Kerze voran. So traten wir in das Boudoir meiner Frau. Sie lag im Bette. Vor dem Bette stand der gedeckte Tisch. Antonie streckte mir die Hand entgegen.

— Du bleibst lange! sagte sie mit freundlichem Vorwurf.

Trotz ihrer Blässe und Magerkeit war sie schön, schön wie ein Engel. Ihre Augen schwammen in einem feuchten Glanze, ihre weiße Stirn war von einer Fülle dunkeln Haares umflossen, und die Wangen bedeckte ein

zartes Roth. Hatte ich dieses wunderbare Wesen nicht schon verloren, so sollte ich es noch verlieren. War dieser offene Blick Lüge? War diese Zärtlichkeit Verstellung?

— Antonie, ich komme von dem Grafen Hoym!

— Von ihm! sagte sie lächelnd.

— Er spricht noch mit Liebe von der Tochter seines alten Freundes . . .

— Ich habe ihn ja nie beleidigt.

— Man sollte glauben, er sei immer noch Dein Vormund.

— Setze Dich zu Tische, Theodor!

— Und Du?

— Ach, könnte ich Dich bedienen!

Ich konnte mich nicht enthalten, sie zu küssen. Ihre trockenen Lippen brannten. Mein Gott, dachte ich, sie ist sehr krank! Fast schämte ich mich meiner Eifersucht. Ich versuchte die Speisen — nur um der Aufforderung nachzukommen, genoß ich davon. Frau Koswig räumte den Tisch wieder ab. Wir waren allein.

— Du willst schlafen, Antonie, bedarfst selbst der Ruhe — ich ziehe mich zurück.

Sie erfaßte meine Hand.

— Nein, bleibe! Siehst Du denn nicht, daß mir meine Lebenszeit kurz zugemessen ist?

— Schon wieder diese Gedanken!

— Ach, sie sind ja nur zu natürlich. Ich fühle, wie meine Kräfte schwinden, wie das Ende mit raschen Schritten naht. Jetzt kann nicht mehr von Einbildung die Rede sein. Du hast wirklich ein großes Opfer gebracht, als Du einer dem Tode Verfallenen die Hand am Altare reichtest.

— Du wirst Dich erholen, Antonie; der Sommer ist kaum zur Hälfte verflossen — wir werden noch das Bad besuchen.

Sie schüttelte schmerzlich ihr Haupt.

— Hoffe das nicht, die Reise ist zu weit. Besser ist es, daß ich meine irdischen Angelegenheiten ordne. Hat der Graf nicht davon gesprochen?

— Der Alte ist ein gefühlloser Mann!

— Aber er hat Recht. Brechen wir ab, sagte sie zerstreut.

Eine Pause trat ein. Antonie preßte beide Hände auf die Brust, als ob sie einen heftigen Schmerz unterdrücken wollte. Dabei lächelte sie, um mich zu täuschen. Ach, dieses Lächeln durchschnitt mir die tiefste Seele. Nein, dachte ich, sie kann mich nicht hintergehen. Und warum auch, warum?

— Du hast eine kranke Frau, mein lieber Freund,



begann sie; ich mache Dir viel Sorgen, Du kannst ja des Lebens nicht recht froh werden.

Um ihren Erguß zu verhindern, ergriff ich ein Buch.

— Willst Du mir zuhören, Antonie? fragte ich.

Sie nickte freundlich mit dem Kopfe. Ich begann zu lesen, wie ich oft gethan und wie sie es liebte. Die Wirkung blieb nicht aus — nach zehn Minuten war meine Frau vor Mattigkeit eingeschlafen. Ihre Brust hob sich unregelmäßig und schwer. Die Thränen traten mir in die Augen, während ich sie betrachtete. Ach, wie gern hätte ich sie geweckt, um die Arme diesem Zustande zu entreißen. Ich mußte weinen wie ein Kind. Der Kopf wollte mir zerspringen, die Hitze im Zimmer ward unerträglich. Nachdem ich leise den Battistvorhang des Bettes zugezogen, öffnete ich ein Fenster. Da lag, vom Vollmonde beschienen, der herrliche Garten, der mir an ihrer Seite zum Paradiese werden konnte. Wie friedlich und still war die Natur, wie aufgeregt und sorgenvoll war mein Inneres. Ach, die Mutter hatte wohl Recht gehabt: es war schwer, sehr schwer, so früh schon von einem geliebten Wesen sich zu trennen.

Plötzlich hörte ich, daß Antonie tief seufzte.

Ich ging nach dem Bette zurück. Leise und vorsichtig beseitigte ich den Vorhang. Die bleichen Züge

meiner Frau drückten Bestürzung aus, die ein lebhafter Traum erzeugte. Die Lippen bewegten sich, als ob sie sprechen wollten. Ihre Hand, die mit dem Trauringe geschmückt war, machte eine abwehrende Bewegung.

— Laß ab, Constantin! rief sie erschreckt. Betritt mein Haus nicht wieder! Laß mich ruhig sterben — Ich habe Dich geliebt — ich liebe Dich noch — schone die Ehre und Ruhe meines Mannes! Ich kann ihn nicht verrathen — er ist mir treu ergeben! Du warst meine erste Liebe, Constantin — zürne Deinem Vater — nicht mir!

Da hatte ich die Lösung des furchtbaren Räthsels. Und ich Thor, ich hatte an eine erste, reine Liebe geglaubt! Ich hatte die dem Tode verfallene Frau unter Schmerz und Kummer geliebt! Unter ihrer reinen Stirn lag ein schreckliches Geheimniß verborgen, Antonie hatte mich getäuscht! Aber durfte ich sie denn verdammen? Konnte ich ihr Vorwürfe deshalb machen, daß sie den jungen Grafen geliebt, ehe sie mich kennen gelernt hatte?

Meiner Sinne kaum noch mächtig, ging ich in mein Kabinet, das an Antonien's Gemach grenzte. Ich warf mich auf einen Sessel und versank in dumpfes Sinnen. Der Aufregung folgte eine völlige Abspannung und dieser ein ruheloser Schlummer. Schreckliche Visionen marterten mich. Plötzlich fühlte ich meine Hand ergriffen — ich

erwachte. Da stand Antonie vor mir, in ihren weißen Nachtmantel eingehüllt. Das lange Haar hing aufgelöst über ihre Schulten herab. Ihr todtbleiches Gesicht ward von dem jungen Morgenroth beschienen, das durch die Fenster drang.

— Antonie!

Sie sank auf die Knie nieder.

— Ich wollte Dich sehen! flüsterte sie. Hier muß ich Dich treffen? Du hast die Nacht meinetwegen schlaflos verbracht.

— Geh' in Dein Bett zurück, Du bist krank!

— In Deinen Armen will ich sterben, Theodor; ich fühle, daß mein Ende nahe ist.

Sie küßte meine Hand in einer rührenden Herzensergießung. Ihr ganzer Körper zitterte, aber sie erhielt sich aufrecht. Ich umschlang sie und trug sie in ihr Bett. Jetzt bedurfte ich meines Muthes, meiner Fassung.

— Du warst auf die Trennung vorbereitet, als Du Dich mit mir verbandest, flüsterte sie. Ich erinnere Dich an die Vorsätze, die wir Beide gefaßt. Wir haben ein kurzes, aber ein schönes Glück genossen!

— Bist Du auch ganz glücklich gewesen? fragte ich.

— Ganz, ganz, denn Du hast mich wahr geliebt, ich weiß es. Ich bedurfte dieser wahren Liebe, um in

der Erwartung des sichern Todes nicht elend zu sein. Habe Dank, Theodor, für Deine Aufopferung. Schenkte mir Gott das Leben, ich würde es Dir, nur Dir weihen. Vielleicht sehe ich die Sonne dieses Tages nicht untergehen — meine Stunden sind gezählt. So nimm denn das Vermächtniß Deiner Frau. Ich gebe es Dir heute, in den letzten Augenblicken, damit Deine Erinnerung an mich durch nichts getrübt werde. Ehe ich Dich sah, Theodor, war in mir eine Neigung zu Constantin erwacht, zu dem Sohne meines Vormundes. Aber diese Neigung erlosch, als ich bemerkte, daß er seine Liebe von dem kranken Mädchen auf meine Freundin Bertha übertrug, die Du kennst. Man sagte damals, daß ich schön gewesen sei, und ich war eitel genug, es zu glauben, ja, ich war stolz auf meine Schönheit. Da trat die Krankheit ein und meine Jugendfrische welkte. Constantin zog sich zurück, und ich mußte selbst von meinem Vormunde hören, daß ein krankes Mädchen einen Mann nicht glücklich machen könne. Man schätzte mich also nur meiner körperlichen Schönheit wegen, Geist und Gemüth hatten kein Gewicht. Und wie hätte ich leiden müssen, wenn meine Liebe zu Constantin nicht eine flüchtige gewesen wäre! Ich zog mich zurück, die Welt hassend, auf die Liebe verzichtend, denn ich glaubte nicht mehr an wahre Liebe. In dem Bade lernte ich Dich

kennen und lieben — Du heiltest mich von dem Hasse und söhnutest mich mit mir selbst wieder aus. Ich reichte Dir meine Hand, Theodor, um nicht einsam zu leben und zu sterben; aber auch, um einen kleinen Triumph zu feiern über meine Feinde. Ich besaß einen Mann, der meine Seele und nicht meinen Körper liebte. Da nahete sich mir Constantin wieder — er beklagte seine Schwachheit, dem Vater Gehör gegeben zu haben und gestand, um mich zu versöhnen, daß seine Liebe nie erloschen gewesen sei. Vielleicht habe ich ein Unrecht begangen, daß ich ihn anhörte — aber ich habe ihm gestern gesagt, wie glücklich ich mich in Deinem Besitze fühle. Ich bin Dir treu gewesen, Theodor, das schwöre ich zu Gott, dem ich bald Rechenschaft von meinen Gedanken und Handlungen ablegen werde — zürne mir, zürne Constantin nicht und gestatte ihm, daß er an meinem Grabe weine. Dies sind die Angelegenheiten meines Herzens — die irdischen habe ich durch ein Testament geordnet.

Sie schwieg. In diesem Augenblicke ging eine Veränderung mit ihr vor, die mich erschreckte. Ich rief die Kammerfrau. Madame Roswig stieß einen Schrei aus, als sie Antonien erblickte, die leblos in den Kissen lag.

— O, sie hat viel gelitten! rief die Frau. Sie hat mit den Leiden des Körpers und der Seele gekämpft.

Antonie erholte sich wieder und verlangte einen Priester. Man schickte danach. Meine Seelenverfassung vermag ich nicht zu beschreiben. Mir war, als ob ich den Tod der geliebten Gattin nicht überleben würde. Ich dachte in diesem Augenblicke nur an den gräßlichen Verlust. Die Welt war ohne Antonien öde für mich. Ich warf mich über das theure Wesen und küßte seine kalte, bleiche Stirn. Der Priester kam. Es war mir unmöglich, der heiligen Handlung beizuwohnen. Fast besinnungslos durcheilte ich den Garten. Hier traf ich Constantin, der an einem Baume lehnte; er fuhr auf, als er mich erblickte.

— Wie steht es mit Antonien? fragte er in einem dumpfen Tone.

Ich starrte den Mann an. Nur so konnte Jemand fragen, der den Verlust eines geliebten Wesens ahnte.

— Der Priester bereitet sie zum Tode vor! gab ich zur Antwort.

Constantin bebte sichtlich zusammen. War das nicht der Mann, dem ich gestatten sollte, mit mir an dem Grabe meiner Frau zu weinen? Eine furchtbare Bitterkeit mischte sich in meinen Schmerz.

— Mein Herr, sagte ich bebend, schonen Sie wenigstens meine Ehre!

— Ich habe sie nie verletzt!



— Aber Sie werden sie verletzen, wenn Sie sich nicht entfernen.

— Haben Sie Mitleid mit meinem Schmerze! bat Constantin. Ich habe Antonien geliebt, ehe sie wußte, daß Sie lebten.

— Und Antonie, mein Herr?

— Sie ward das Opfer eines traurigen Verhängnisses. Gestatten Sie mir, daß ich sie noch einmal sehe.

Ich deutete auf das Haus, dann taumelte ich fort einem Wäldchen zu, in dessen Dickicht ich mich verbarg. Wie lange ich in einem betäubungähnlichen Zustande verbracht, weiß ich nicht. Als ich erwachte, stand meine Mutter vor mir. Ich glaubte, ihren Geist zu sehen.

— Mein Sohn, mein armer Sohn! rief sie aus. Der Augenblick ist da, den ich stets gefürchtet habe. Sei ein Mann, sei ein Mann, Du hast ja gewußt, daß es so kommen mußte.

— Nein, Mutter, ich habe es nicht gewußt. Ich habe das schreckliche Opfer vergebens gebracht, denn meine Erinnerung an das kurze Glück wird nicht ungetrübt bleiben.

— Der Tod mahnt zur Sühne!

— Ist sie todt?

— Sie starb, während der Priester den Segen

sprach. Ich kam zeitig genug, um den letzten Blick der armen, beklagenswerthen Frau zu empfangen.

— Antonie todt? Mein Gott, mein Gott!

Eine wunderbare Fügung brachte mir in diesem Augenblicke die Unterredung mit Constantin in das Gedächtniß zurück; mein wirrer Geist ging noch weiter — ich gedachte seiner heimlichen Besuche in meinem Hause und der Aeußerungen des alten Grafen über Antonien. Sollte ich ihren Tod beklagen, oder sollte ich ihn unter diesen Umständen für ein Glück halten? Sie war meine Frau gewesen und hatte einen Andern geliebt! Keine andere Macht als die des Todes hätte dieses Verhältniß lösen können.

Der Mensch bleibt Egoist selbst in seinem Schmerze. Ich suchte nach einem Vorwande, um mich zu beruhigen, und ich fand ihn in dem Gedanken, daß Antonie mich nicht allein geliebt, daß mich ihr Stolz zu ihrem Gatten gemacht hatte. Meine Eigenliebe begann den Kampf mit dem Schmerze.

Der schreckliche Tag war vergangen. Von meiner Mutter, die sich bereits zur Ruhe begeben, hatte ich erfahren, daß Antonie sie hierher berufen, um mir eine Trösterin zu sein. Ach ja, ich bedurfte des Trostes der Mutterliebe, denn diese Liebe allein ist bei den Frauen heilig und rein! Da Antonie mich getäuscht hatte, ge-

täuscht im Angesicht des Grabes, glaubte ich an eine aufrichtige, reine, wahre Liebe nicht mehr. Dieser Glaube linderte meinen Schmerz und panzerte mich mit Verachtung und Haß. Ich fand ein Wohlgefallen daran, die Schuldige noch schuldiger mir zu denken als sie war. Um meinen Groll zu erregen — denn dieser war mir lieber als der Schmerz — ging ich nach dem Pavillon, in welchem die Unterredung mit Constantin stattgefunden haben mußte. Durch eine Tapetenthür gelangte ich in den freundlichen Raum, der hell vom Mondlichte beschienen ward. Hier also hatte sie geweilt, hier hatte sie den ersten Geliebten gesprochen. Der kleine Saal war, wie man ihn Tags zuvor verlassen hatte. Die Unordnung, die darin herrschte, hatte nichts Trauriges. Der elegante Raum bot eine friedliche Ansicht; noch gestern hatte die Herrin darin geweilt. Blumen und Stickereien lagen noch auf dem Arbeitstische; über einen Sessel lag ein weißes Kleid ausgebreitet. Der Flügel stand offen; auf dem Pulte lagen Noten. Antonie hatte ja gestern noch gespielt, wie mir ihre Gesellschafterin gesagt — man hätte eher an die Morgentoilette eines jungen Mädchens, als an einen Todesfall bei dem Anblicke dieser Gegenstände glauben mögen.

Zitternd blieb ich in der Mitte des hellen Raumes stehen. Ich ließ meine umflorten Blicke über alle Ge-

genstände schweifen, deren jeder eine Erinnerung anregte. Da sah ich, daß der Kasten des Arbeitstisches halb geöffnet war. Ich näherte mich dem Orte, wo ich so oft an ihrer Seite gesessen, als ich noch glücklich in der Ueberzeugung war: Deine Frau hängt mit wahrer Liebe an Dir. Die kleinen Schmucksachen, Handschuhe und Bandschleifen verbreiteten einen feinen Duft, als ich sie berührte. Mir war, als müsse Antonie kommen, um ein Band oder ihre Handschuhe zu holen. Ich konnte immer noch nicht an ihren Tod glauben.

Da berührte ich ein Buch — Heine's Gedichte! Dieses Buch hatte den ersten Anlaß zu unserer Bekanntschaft, zu meiner unglücklichen Liebe gegeben. Ich öffnete es — ach, konnte ich ahnen, daß ich in ihm die Bestätigung dessen finden sollte, was mich so grenzenlos elend machte!

Mechanisch ließ ich die Blätter durch meine Finger gleiten. Da fiel ein zartes Papier in Form eines Billets in meine Hände. Ich eilte in mein Zimmer, zündete Licht an und las:

„Mein Zustand ist unerträglich, Antonie; gönne mir eine Stunde der Unterredung, daß ich Dir mein Herz ausschütte, oder ich werde ein Raub meines grausamen Schmerzes. Dein Mann, der so glücklich ist, Dich stündlich zu sehen, wird morgen eine Einladung von

meinem Vater erhalten, der er sicherlich Folge leistet. Empfange mich in seiner Abwesenheit, ich habe Dir Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen. Madame Koswig, die Ueberbringerin dieses Briefes, ist eine gute, verschwiegene Frau, wir dürfen uns ihr anvertrauen. Erwarte mich in dem Gartenpavillon, zu dem ich leicht durch das Hinterthor gelangen kann. Constantin."

Nun war mir Alles klar. Antonien's Benehmen, ihre Zurückhaltung, ihre Traurigkeit, ihr Kosen in Gegenwart Constantin's — wollte sie dadurch nicht meinen Verdacht einschläfern? Ach und diese Frau, die ich so rein glaubte, deren Zärtlichkeiten mich mit einem süßen Schauder erfüllten, hatte an der Brust eines Andern geruht, während man mich durch List nach Elsborn gelockt. Und ich war so höflich und zuvorkommend gegen diesen Andern gewesen! Wo hatte ich denn meine Sinne gehabt, meine Beobachtungsgabe, deren ich mich stets rühmte? Die Liebe und das grenzenlose Vertrauen, das so schmählich gemißbrauchte Vertrauen, hatten mich taub und blind gemacht. Und sie, die ich wie eine Heilige angebetet, hatte mit mir leichtsinnig ihr Spiel getrieben.

Betrachtungen dieser Art verscheuchten meinen Schmerz und erfüllten mich mit einer Art Entrüstung, die mir wohl that. Ich verbrachte die Nacht theils im Hause,

theils im Garten. Den nächsten Morgen verlebte ich bei meiner Mutter; die Vorbereitungen zur Beerdigung hatte ich Madame Koswig übertragen. Es war unmöglich, die Gefühle in mir zu verschließen, die meine Brust durchbebten. Meine Mutter tröstete, aber sie unternahm es nicht, den Verdacht zu entkräften, den ich aussprach; sie versuchte es nicht einmal, die Todte zu entschuldigen. Und konnte sie es auch angesichts der Beweise, die ich in Händen hatte?

Der geistigen Aufregung folgte eine körperliche Ermattung. Ich fühlte mich unwohl, mußte das Bett aufsuchen. Ein heftiges Fieber bemächtigte sich meiner. Als ich wieder zur Besinnung kam, war Alles geschehen; man hatte meine Frau zur Gruft bestattet. Ich nahm die Nachricht mit völliger Unempfindlichkeit auf. Während meiner Reconvalescenz ward ich nur von Einem Gedanken beseelt, von dem Gedanken, mich an Constantin zu rächen, der meine Ehre und mein Glück untergraben hatte. In einem Anfalle von Zorn theilte ich diesen Vorsatz meiner Mutter mit.

— Constantin ist abgereist, sagte sie.

— Wohin?

— Ich weiß es nicht.

— So werde ich ihn suchen.

— Unterlaß das, mein Sohn!

— Ich werde ihn finden, denn irgendwo muß er sich aufhalten.

— Willst Du meinem Rathe folgen, Theodor?

— Wenn ich kann!

— Du kannst es, weil Du es mußt. Was geschehen, ist nun einmal nicht mehr zu ändern, und darum betrachte die Angelegenheit mit dem kalten Verstande. Du hast ein Versehen begangen oder vielmehr dein Herz hat es begangen, das Du nur durch eine würdevolle Haltung wieder ausgleichen kannst. Jemehr geschieht, je mehr spricht die Welt von Deiner unglücklichen Ehe. Breite den Mantel der christlichen Liebe darüber aus, denn Antonie ist ja doch immer Deine Frau gewesen, und jetzt ruht sie im Grabe. Du hast in Deinen Fieberträumen von einem Duelle gesprochen — Du magst als Sieger oder Besiegter daraus hervorgehen, es wird stets ein Aufsehen hervorbringen, das wir vermeiden müssen. Du bist es Antonien's Ehre, die in Deiner Hand liegt, und Deiner eigenen Ruhe schuldig. Ich wiederhole Dir, daß die Lösung dieses verhängnißvollen Drama's eine günstige ist.

Die Vorstellungen meiner Mutter leuchteten mir als richtig ein. Ich beschloß, ihnen Gehör zu geben.

— Wo ist die Koswig? fragte ich.

— Ich habe sie entlassen.

— Wird sie schweigen?

— Sie hat es mir geschworen.

Jemehr ich an den Haß dachte, je mehr bemächtigte er sich meiner. Täglich fand ich einen neuen Grund, den Schmerz zu verbannen. Ich dachte selbst mit einer gewissen Genugthuung daran, daß ich eine gerechte Trauer nicht so leicht würde besiegen können, daß sie mich endlich erdrücken müsse. Die Liebe zu Antonien war nur noch ein Schatten in meinem Herzen.

An der Mutter fand ich eine liebreiche Trösterin, und ich beschloß, ihr mein Leben, meine Sorgfalt zu widmen. Arbeit, Arbeit allein konnte mich zerstreuen. Ich sprach von der Reise nach einem einsamen Orte. Meine Mutter willigte ein, mich zu begleiten.

— Aber was wird aus diesem Gute?

— Der Graf von Hoym sendet einen Verwalter bis zur Eröffnung des Testamentes, das Antonie hinterlassen hat.

— Sollte sie mir ein Legat ausgesetzt haben, ich weise es zurück.

— Wie Du willst, mein Sohn; ich werde Deine Ansicht über diesen Punkt nicht zu bestimmen suchen.

— Wann soll das Testament eröffnet werden?

— Nach einem Jahre, genau am Tage ihres Todes.

Wir trafen unsere Vorbereitungen zur Abreise. Die

wenigen dazu erforderlichen Tage gewährten mir eine heilsame Zerstreuung. Der Wagen sollte morgens vier Uhr vorfahren, ich wollte das Gut in der Dämmerung verlassen, um die einzelnen mir lieb gewordenen Gegenstände nicht unterscheiden zu können. Abends zuvor saß ich mit meiner Mutter in der stillen, einsamen Laube.

Ich fühlte doch, daß mir der Abschied schwerer ward als ich geglaubt hatte. Mir war so weich und wehmüthig um das Herz, daß ich nur mit Mühe die Thränen zurückhalten konnte. Es lag eine schöne, aber auch eine schwere Zeit hinter mir. Unwillkürlich gedachte ich der glücklichen Stunden, die mir Antonien's Liebe, so lange ich sie noch für rein gehalten, bereitet hatte. Es gab keine Zeit in meinem Leben, die ich mit dieser hätte vergleichen können. Umsonst suchte ich die Bitterkeit heraufzubeschwören, die meinen Gedanken eine andere Richtung geben sollte.

— Theodor, unterbrach die Mutter das Schweigen, man weiß, Du bist genesen und unsere Abreise wird auch nicht verschwiegen bleiben: trage der öffentlichen Meinung Rechnung.

— Wie, Mutter?

— Die Welt nimmt an, der Schmerz habe Dich auf das Krankenlager geworfen, daß Du am Begräbnißtage Deiner Frau auf dem Friedhofe nicht hast er-

scheinen können ... wir dürfen diese Meinung nicht zerstören.

— Es bleibe mir fern, die Ehre der Gräfin öffentlich antasten zu wollen. Da ich Constantin aus dieser Rücksicht schone ...

— Kannst Du auch mehr thun.

— Was noch?

— Besuche mit mir diesen Abend das Grab Deiner Frau.

— Mutter! rief ich, obgleich mir der Vorschlag gelegen kam.

— Der Pfarrer, die Landleute werden Dich sehen, und Du hast eine Pflicht gegen die Verstorbene und gegen Dich erfüllt. Man kann nicht sagen, daß Du mit Groll im Herzen geschieden bist.

Ich willigte ein.

Wir gingen durch blühende Kornfelder nach dem eine Viertelstunde entfernten Dorfe. Der Friedhof mit seinem Kirchlein ward von einer blühenden Schlehdornhecke eingeschlossen. Das schwarze Gitter stand offen. Arm in Arm mit meiner Mutter überschritt ich die Schwelle, die das Leben von dem Tode trennt. Vor uns lagen die Gräber mit ihren Kreuzen und Steinen, auf denen hier einfache, dort pomphafte Inschriften prangten.

Der Küster trat aus der Kirche, als wir ankamen.

— Wo ist das Grab der Gräfin von Benkowsky? fragte meine Mutter.

— Dort, wo der Herr steht!

Der Mann deutete auf die Mitte des Kirchhofs. Ich sah hin und erkannte den alten Grafen von Hoym. Er war im Anschauen eines frischen Grabes versunken. Langsamen Schrittes gingen wir zu ihm. Bei dem Geräusche unserer Annäherung wandte er sich. Wir grüßten ihn.

— Ah, Sie sind es! rief er. Das trifft sich gut. Ich überlege so eben, wie und wo das Monument am besten anzubringen ist. Das gute Kind muß ein glänzendes Epitaphium haben. Rathen Sie mir. Wähle ich Marmor oder Eisen?

Mehr hörte ich von der langen Rede nicht, die der kalte Mensch an meine Mutter richtete. Der Anblick des frischen Grabes hatte mich tief erschüttert. Da lagen die Kränze, Guirlanden und Blumenkronen noch, mit denen man den Sarg geschmückt. Die Blumen waren bereits welk, sie dufteten nicht mehr. Wie bald verwandelte sie der Herbststurm in Staub. Dann sollte ein glänzendes Monument sie ersetzen.

So stand ich träumend.

— Sie sind krank gewesen? hörte ich mich plötzlich fragen.

— Ja, Herr Graf.

— Ihre Frau war gut, wenn auch eigensinnig und ein wenig unklug. Ich bleibe dabei, sie hätte sich nicht verheirathen sollen. Da stehen Sie nun, vom Schmerze gebeugt. Herr, man ist ein Thor, wenn man das nicht vermeidet, was man voraussieht.

Die Bewegung der Stimme des Greises verrieth seine Rührung.

Ich mußte laut weinen.

— Kommen Sie, kommen Sie, rief er, hier ist Ihr Platz nicht; schaffen Sie sich heitere Bilder — hier ist Alles vergebens, aus dem Grabe kehrt Niemand zurück

Wir gingen, nachdem ich von dem Grabe eine Blume genommen. Jenseits des Zaunes hielt das Pferd des alten Grafen. Indem er den Zügel desselben ergriff, fragte er:

— Wann wollen Sie reisen?

— Morgen früh.

— Gut. Ich frage nicht wohin, denn nach einem Jahre sehen wir uns sicher wieder.

Die Anspielung auf das Testament frappirte mich.

— Sind Sie dessen so gewiß, Herr Graf?

— Mein lieber Freund, wenn Sie das verschmähe-

ten, was Ihnen Ihre Frau zugedacht, so begingen Sie eine noch größere Verirrung, als die Ihrer Heirath. Es ist ein falsches Ehrgefühl, wenn Sie wähnen, man lege Ihnen, wenn Sie Verzicht leisten, nichts zur Last — das Opfer, das Sie gebracht, ist wohl einer Belohnung werth. Adieu, in einem Jahre sehen wir uns wieder.

Er bestieg sein Pferd und sprengte davon.

— Wie findest Du diese Ansicht? fragte meine Mutter.

— Der Alte scheint die Verhältnisse nicht zu kennen.

— Erhalte ihn in dieser Unwissenheit.

— Vielleicht! dachte ich.

Am nächsten Morgen verließ ich das Gut meiner Frau.

Ein Jahr war verflossen. Die Zeit, diese allmächtige Trösterin, hatte mich mit dem Leben, mit mir selbst einigermaßen wieder ausgesöhnt. Mein Haß gegen Constantin, meine Trauer um Antonien waren milder geworden. Das fühlte ich, daß mich der Schmerz verzehrt haben würde, wenn ich eine ungetrübte Erinnerung an meine Liebe bewahrt hätte. Ich war auf dem besten Wege ein Frauenhasser zu werden.

Dem Drängen meiner Mutter nachgebend, reiste ich mit ihr zu der Testamentseröffnung. Meine Gründe,

der Welt Antonien's Verirrung selbst durch die leiseste Demonstration nicht zu verrathen, waren um so triftiger geworden, je ruhiger ich über die Ereignisse nachdachte. Es gab Augenblicke, in denen ich der Krankheit meiner Frau Manches zu Gute hielt, und sie war ja schon krank als ich sie kennen und lieben lernte.

Wir kamen auf dem Gute an, als dessen Herrn man mich noch immer betrachtete. Der Rechtsanwalt Antonien's, der zum Testamentsvollstrecker ernannt war, hatte die betreffenden Erben eingeladen. Unter diesen befanden sich auch der alte Graf, Constantin und Bertha von Deetz.

Die Verlesung des Testaments war vorüber. Das große Vermögen war zur Hälfte meiner Mutter, zur Hälfte dem alten Grafen von Hoym zugefallen. Verschiedenen Personen, und unter diesen der Frau Koswig, hatte die Erblasserin Legate ausgesetzt. Mußte ich auch in der Form, wie meiner gedacht war, die zarteste Rücksicht erkennen, denn ich war ja der einzige Erbe meiner Mutter, so blieb ich doch gleichgiltig. Die Belohnung der Frau Koswig trieb mir das Blut zu Kopfe.

— Für Sie, mein Herr, sagte der Rechtsanwalt, habe ich ein Briefchen Ihrer verstorbenen Gattin.

Er übergab mir ein versiegeltes Papier. Ich eilte in ein Nebenzimmer, erbrach es, und las:

„Gott gebe, daß Du, mein geliebter Mann, weniger um mich gelitten hast als ich um Dich gelitten habe. Meinen Leiden mußte ja der Tod ein Ende machen, aber Du bleibst am Leben, Du hast die ganze Qual zu tragen, die das Scheiden von einer geliebten Person erzeugt. Und daß Du mich mit der ganzen Kraft Deiner reinen Seele, daß Du mich geistig geliebt hast, davon bin ich eben so fest überzeugt als von meinem nahen Tode. Meine Liebe konnte es nicht über sich gewinnen, Dich der Verzweiflung preiszugeben. Ich wollte weniger von Dir geliebt, ich wollte, wenn möglich, ein wenig gehaßt sein, um Dir die Qual der Trennung zu erleichtern. Heute, nach einem Jahre, hast Du Dich an den Gedanken gewöhnt, Dein Liebstes auf dieser Welt verloren zu haben, und heute sollst Du erfahren, daß ich Deinen Argwohn auf Constantin benutzt habe, um Deine Liebe zu mir zu beeinträchtigen. O, wie weh that meinem Herzen Deine Eifersucht! Constantin hat mich nie geliebt, denn er ist seit lange der heimlich Verlobte Bertha's und mein — Halbbruder. Der alte Graf ist ehrenhaft genug, um die Verirrung meiner Mutter zu verschweigen. Nun kennst Du ein wichtiges Geheimniß unserer Familie. Heute wird Constantin Bertha's Gatte sein, und wenn er jene verhängnißvolle Unterredung von mir dringend erbat, so war es in

einer Geldangelegenheit seines Vaters, den man mit Wechselhaft bedrohete. Ehre Du mein Andenken als Gatte, Constantin wird mich als Bruder ehren. Habe ich ein falsches Mittel zur Erreichung dieses Zweckes gewählt, o, verzeihe meiner unendlichen Liebe, die Deinen Schmerz um mich mildern wollte. Lebe wohl, lebe glücklich! Antonie."

Wie Schuppen fiel es von meinen Augen. Nun konnte ich mir Alles erklären. Meine Mutter kannte längst den Zusammenhang, sie weinte mit mir, als ich gerührt an ihre Brust sank. Das war eine heroische That, würdig einer geistigen Liebe!

Frau Koswig erzählte mir in rührenden Worten den Seelenkampf Antonien's. Constantin stellte mir seine junge Gattin vor. Denselben Abend knieten wir an dem Grabe Antonien's, das ein prachtvolles Monument schmückte. Ich schwor meiner geistigen Liebe treu zu bleiben.

In demselben Verlage erschienen ferner:

Schrader, A., am See, oder die Speculanten. Lebensbild aus der Gegenwart. 2 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Die Stiefmutter. Roman. 2 Bde. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Des Lebens Leid und Lust. Novellen.

Erster Band: Der alte Baron. — Der Fabrikant. — Die Fürstin. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Zweiter Band: Der gute Rath. — Henriette. — Ein Arzt. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Ein armes Mädchen. Roman. 2 Bde. 2 Thlr. 15 Ngr.

De Vries, J., Schloß Erikdale, oder die Kauffrau von Nieuwpoort. Roman. 2 Bde. 1 Thlr.

Druck von Gustav Bär in Leipzig.



